

TU Dresden
Fakultät Erziehungswissenschaften
Institut für Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Wohlfahrtswissenschaften

Fürsorgliche Wettkämpfe

**Biographische Konstruktionen von Männlichkeit und
Körperlichkeit im Zivildienst**

Freie wissenschaftliche Arbeit
Für die Diplomprüfung in Erziehungswissenschaft,
Fachrichtung Sozialpädagogik und Sozialarbeit
an der Technischen Universität Dresden

Vorgelegt von: Wedel, Alexander (Matr.-Nr.: 3396001) 

1. Gutachter: Prof. Dr. phil. habil. Andreas Hanses
2. Gutachter: Dr. phil. Simone Menz

Dresden, 28.03.2013

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
2	Zivildienst und männliche Sozialisation	6
2.1	Sozialisation und Geschlecht	6
2.2	Männlichkeit als Modus geschlechtlicher Sozialisation	11
2.2.1	Hegemoniale Männlichkeit	11
2.2.2	Entgrenzte Männlichkeit	16
2.3	Männlichkeit und Körperlichkeit	19
2.3.1	Der Leib als Modus der Geschlechterkonstruktion	22
2.3.2	Raumverhältnisse der Geschlechterdifferenzierung	26
2.3.3	Resümee: Entgrenzung der Körper	31
2.4	Zivildienstleistende – junge Männer in offenen Übergängen	32
2.5	Zivildienst als Feld männlicher Sozialisation	35
3	Methoden	39
3.1	Untersuchungsschwerpunkte und Forschungsfragen	39
3.2	Forschungsperspektive und Zugang zur Empirie	40
3.3	Operationalisierung und Auswertung	44
4	Erfahrungskontexte männlicher Sozialisation	51
4.1	Aktualisierung der Zweigeschlechtlichkeit	52
4.1.1	Diskursebene: Der Zivildienst im Gleichheitsdiskurs der Geschlechter	53
4.1.2	Institutionsebene: Geschlechtsdifferente Arbeitsfeldbesetzung	57
4.1.3	Interaktionsebene I: Differenzsetzungen der Körper	59
4.1.4	Interaktionsebene II: Leibliche Grenzerfahrungen	61
4.2	Ortsgebundene Emotionalisierungen	63
4.3	Zugang zu männlichen und weiblichen Berufspraxen	68
4.4	Männlichkeit im Geschlechtervergleich	80
4.5	Möglichkeitsraum alternativer Männlichkeiten	89

5 Einzelfallrekonstruktion von Theo	94
5.1 Mobilität und Schnelligkeit	95
5.2 Die Wehrpflichtsentscheidung	97
5.3 Grenz- und Differenzerfahrung als Modus der Erfahrungsverarbeitung	99
5.4 Als Mann unter Frauen in geschlechtlicher Sonderposition	110
5.5 Die männliche Karriere	113
5.6 Biographische Kopplungen nach dem Zivildienst	117
6 Fazit und Ausblick	123
7 Literatur	127

Vorwort

Die vorliegende Diplomarbeit entstand im Frühjahr 2013 im Umkreis einiger Personen, denen ich hier meinen Dank ausdrücke

Theresa Lempp und Lothar Böhnisch diskutierten mit mir lebhaft und beständig über Prämissen, Präzision und Pragmatismus meiner Gedanken und Entscheidungen im Forschungsprozess. Beide kritisierten mich offen, fundiert und produktiv, dadurch gewann ich immerzu an Klarheit.

In ihrer Betreuung begegneten mir Andreas Hanses und Simone Menz mit der notwendigen Balance aus Freiheit und punktueller Intensität. Die gemeinsamen Gespräche regten mich zu Spontaneität und Offenheit an, die zuvor errungene Gewissheit löste sich sodann auch stets wieder auf.

„Of course I get hurt.“

Jackie Chan

1 Einleitung

Unsere Arbeitsgesellschaft wandelt sich rasant, beinahe im Takt der Generationen. Noch vor 60 Jahren trieb die maschinelle Produktion der Industriegesellschaft unsere Sozialisation mit den Zielen des Normalarbeitsverhältnisses (für Männer) und der Kernfamilie an. In der Dreiteilung des Lebenslaufs und der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung lagen verlässliche Orientierungsmuster, Entwicklungsprozesse ließen sich größtenteils Schritt-für-Schritt entlang aneinandergereihter Institutionen linearisieren. Der Übergang zur globalisierten Informationsgesellschaft veränderte Sozialisationsprozesse tiefgreifend, neue Voraussetzungen für unsere Persönlichkeitsentwicklung entstanden dabei im Zuge von Entgrenzungsprozessen. Die technologisch gestützte Ausdünnung von Trennlinien zwischen den Orten der Arbeit und des Alltags fordert zunehmend wechselseitige Austauschbewegungen ein und beschleunigt unser Leben. Für Sozialisation von Männern und Frauen bedeutet das eine Parallelisierung und Vermischung von Erfahrungskontexten, gesteigerte Selbstorganisations- und Sorgeanforderungen und einen oft notwendigen strategischen Umgang mit biographischer Zukunftsungewissheit.

Der arbeitsgesellschaftliche Strukturwandel berührt besonders die Geschlechterordnung. Das okzidentale Gleichheitsideal stellt den fordistischen Geschlechterkompromiss in Frage, der Männern das höher bewertete Territorium der Erwerbsarbeit zusprach und Frauen den niedriger bewerteten Reproduktionsbereich. Männlichkeit gerät dahingehend als ehemaliger patriarchaler Herrschaftsausdruck unter Legitimationsdruck. Diese bewusst gewählte Nivellierungsdynamik hält der Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen aber oft nicht stand, Retraditionalisierungen von Geschlechterarrangements im Alltag begleiten sie weiterhin (vgl. Ehnis 2009). An männliche Sozialisation knüpfen sich so immer mehr ambivalente Bedingungen – Männer sollen stark und sensibel sein, nicht dominant aber verantwortungsbewusst (vgl. Böhnisch 2003).

Der Abbau der Geschlechtersegregation in symbolischen Räumen hatte in Deutschland für lange Zeit jedoch eine bedeutende Ausnahme – Militär und Zivildienst. Die 2011 ausgesetzte Wehrpflicht galt nur für Männer, sie stellte ein Spezifikum

männlicher Sozialisation dar. Obwohl der Zivildienst jährlich etwa 100.000 junge Männer beherbergte, gab es kaum Untersuchungen zu seinen sozialisatorischen Qualitäten und Auswirkungen (vgl. Corneliessen/ Tremel 2008). Das verwundert besonders, da sich in ihm das Relikt der Geschlechtsexklusivität gesellschaftlicher Institutionen fand, d.h. Männlichkeit hier als strukturelle Größe im kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit hergestellt wurde. Den arbeitgesellschaftlichen Entgrenzungstendenzen war der Zivildienst aber keineswegs außen vor, da ihn die Dienststellen in Betrieben und Wohlfahrtsverbänden trotz postulierter Arbeitsmarktneutralität an sozial- und arbeitsmarktpolitische Entwicklungen banden. Zivildienstleistende kamen in vielfältigen gesellschaftlichen Feldern zum Einsatz – vom Naturschutz, über Jugendarbeit bis zur Behindertenbetreuung. Junge Männer konfrontierte er dadurch mit zwei zentralen Sozialisationskontexten – Arbeit und Körperlichkeit.¹ In die diesbezüglichen Aushandlungen junger Männer ließ sich im Zivildienst prototypisch Einblick nehmen. In dieser Arbeit untersuche ich Erfahrungsstrukturen männlicher Sozialisation. Im ersten Teil entwickle ich theoretische Grundlagen und sensibilisierende Konzepte als Fokus für die empirische Analyse, im Zentrum steht die Verknüpfung von Sozialisation, Männlichkeit und Körperlichkeit. Die kritische Hinterfragung dominierender Prämissen des Sozialisationsparadigmas vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse zielt dabei auf die Identifikation struktureller Sozialisationsbedingungen, die in subjektorientierter Sozialisationsforschung oft unbeachtet bleiben, ich verlängere die Diskussion ebenfalls in Richtung methodischer und forschungslogischer Konsequenzen mit besonderem Bezug zum Zivildienst als Untersuchungsfeld. Den Schwerpunkt der Auseinandersetzung mit Männlichkeitstheorie bilden die Konzepte der hegemonialen Männlichkeit (Connell 1987) und der entgrenzten Männlichkeit (Böhnisch 2003). In beiden nimmt der Körper in seiner materiellen Dimension nur eine unsystematische Randposition ein, das nehme ich zum

¹ Das Bundeskabinett beschloss 2011 – im Verlauf dieser Untersuchung – die Aussetzung der Wehrpflicht und damit die Abschaffung des Zivildienstes. Das hat zwei Konsequenzen für diese Arbeit: Erstens ich muss grammatikalisch zwischen Vergangenheit und Gegenwart hin und her springen, etwaige Verwirrungen seien mit verziehen. Zweitens steht die Bedeutung der Forschungsergebnisse scheinbar infrage. Durch die Einführung eines Bundesfreiwilligendienstes und den Ausbau von Freiwilligendiensten insgesamt interessieren die gewonnenen Erkenntnisse aber nach wie vor, u.a. für das Verhältnis von Männlichkeit und Sorge.

Ausgangspunkt für eine Integration körpersoziologischer und leibphänomenologischer Perspektiven.

Im zweiten Teil stelle ich das Feld und die Zielgruppe meiner Forschung zu männlicher Sozialisation vor.² Den Fokus bildet dabei zunächst die Auseinandersetzung mit der Lebensphase junger Erwachsener und den damit verbundenen strukturellen Bewältigungsaufforderungen, da sich junge Männer im Schnittpunkt vieler sozialisatorischer Spannungsfelder bewegen. Den Zivildienst stelle ich in relevanten Punkten und in Abgrenzung zum Militär vor – bedeutsam sind hier die paradoxen Verbindungen von Profession und Geschlecht im Kontext sorgender Arbeit.

An die Darlegung der methodischen Vorgehensweise im dritten Teil, schließt sich der Kern dieser Arbeit an, die empirische Analyse. Ich verbinde eine Querauswertung von 15 biographischen Interviews, in denen ich Erfahrungskontexte männlicher Sozialisation im Zivildienst aufzeige, mit einer Einzelfallanalyse. Das eröffnet einen Einblick in die diachrone und synchrone Sozialisationswirkung des Zivildienstes auf Männlichkeitsentwicklung.

Die Forschungsergebnisse resümiere ich im letzten Kapitel, reflektiere methodische Konsequenzen und zeige mögliche Anknüpfungslinien für Männlichkeitstheorie und die Diskussion um Männlichkeit und Sorge auf.

² Da die Prozesse biographischer Erfahrungsverarbeitung und Relevanzzuweisung einige Zeit in Anspruch nehmen, konzentrierte sich die Untersuchung auf die Befragung ehemaliger Zivildienstleistender, etwa 5 Jahre nach ihrem Dienst. Dies bedingte weitere grammatikalische Zeitsprünge, mit denen ich die Leser konfrontieren muss.

2 Zivildienst und männliche Sozialisation

2.1 Sozialisation und Geschlecht

Sozialwissenschaftliche Forschung fragt mit der Sozialisationsperspektive nach dem Prozess der Selbst-Bildung in sozialen Praktiken (vgl. Bilden 1991), nach Erklärungsmöglichkeiten wie Menschen zu handlungsfähigen sozialen Personen werden und geworden sind, und ermöglicht so einen Zugang zu vielfältigen Untersuchungsgegenständen und -feldern, wie etwa dem Zivildienst und darin eingelagerten Erfahrungsstrukturen geschlechtlicher Sozialisation. Die empirische Aufmerksamkeit richtet sich ganz allgemein auf die Trias der Entwicklung von Selbstkonstruktionen und ihren Darstellungsformen, der einbettenden gesellschaftlichen Bedingungen und der subjektiv erlebten Handlungskontexte. Sozialisation steht paradigmatisch für die Vermittlungsdimension zwischen Individuierung und Vergemeinschaftung sozialer Personen, setzt also eine bestimmte Vorstellung von Subjekt und Gesellschaft voraus (vgl. Böhnisch/Lenz/Schröer 2009: 11). In modernen Gesellschaften hat sich das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit als wesentlicher Sozialisationsmodus für diese Vermittlung durchgesetzt (vgl. Hagemann-White 1984, Gildemeister 1992), Geschlecht als soziale Konstruktion zielt dabei nicht nur auf das kategoriale Deutungsprodukt Mann oder Frau sondern auch auf die kontinuierliche Konstruktion von Geschlechterdifferenzen, geschlechtlicher Subjektpositionen und damit verbundenen Identifizierungsstrategien.

Die sozialisationstheoretische Diskussion historisch junger gesellschaftlicher Wandlungsprozesse weist auf deutliche Veränderungstendenzen in Sozialisationsmodellen hin. Die Abkehr von der funktionalistischen Idee einseitig gerichteter Rollenübernahmen zwischen den Polen von Normalität und Abweichung zog seit den 1960ern eine verstärkte Zuwendung zu subjektorientierter Sozialisationstheorie nach sich (vgl. Geulen 1991: 47). Der Blick auf Akteure als determinierte Erfüllungsgehilfen gesellschaftlicher Anforderungen verschob sich hin zum 'produktiv realitätsverarbeitenden Subjekt' (Hurrelmann), das durch eigensinnige Handlungen auch gestaltenden Einfluss auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen nimmt. Die aktuell dominante konstruktivistische

Prämisse der wechselseitigen Organisation 'innerer' und 'äußerer' Wirklichkeit konzipiert den Sozialisationsprozess als persönliche Aneignungstätigkeit. Im Mittelpunkt stehen hier Aufbau und Gestalt des individuellen Systems an Regeln und Strategien zur Abstimmung von materiellen Lebensbedingungen und gesellschaftlichen Erwartungen mit körperlichen und psychischen Voraussetzungen und Bedürfnissen (vgl. Hurrelmann/ Ulich 1991). Sozialisation rückt damit als komplexer Verarbeitungsprozess in den Blick, der keine rein deterministische Wirkung entfaltet, sondern eine erfahrungsgebundene Einflussnahme von Personen auf ihre Umwelt einbezieht.

Kritisch sei angemerkt, dass diese Konzeption die wechselseitige Bezogenheit der Befähigung Einzelner zu produktiven Beiträgen für das Funktionieren der Gesellschaft und für ihre persönliche Lebensgestaltung in die 'black box' der Person als VermittlerIn hinein verschiebt (vgl. Böhnisch 2009: 17). Subjektorientierte Sozialisationsforschung, die Strukturen der Persönlichkeitsentwicklung fokussiert, bewegt sich m.a.W. auf dem schmalen Grat einer gouvernementalisierenden Zuschreibung von Sozialisationsverantwortung an die Subjekte ihrer Forschung

Auch zeichnen sich Wandlungstendenzen der Sozialisationsweise seit Ende des 20. Jahrhunderts ab – das Spannungsverhältnis zwischen institutioneller Sozialintegration und personeller Autonomie ist in Bewegung geraten, die gesellschaftliche Institution des chronologisch linearen Lebenslaufs verliert mit der Erosion des fordistischen Normalarbeitsverhältnisses an Orientierungsfunktion (vgl. Kohli 1985). Neue globale Strukturen der Erwerbsarbeit fordern flexible und sozial entgrenzte Lebenswirklichkeiten ein und konfrontieren die Menschen mit der Freisetzung aus einem vormals stabilen Sozialgefüge und einer starren Geschlechterordnung entlang der Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre (vgl. Böhnisch 2003: 281; Hausen 1976). Damit entstrukturieren sich Übergänge, ihre Bewältigung wird offener aber auch anspruchsvoller (vgl. Alheit 1995), besonders vor dem Hintergrund der geschlechtlichen Selbstverortung. Verschiedene Autoren gehen von einem Zuwachs an individueller Gestaltungsmacht gegenüber geschlechtsdifferenzierenden Arbeitszusammenhängen aus, mit den Thesen der „De-Institutionalisierung“ (Heintz/ Nadai 1998), der „Dethematisierung“ (Pasero 1995) oder des „Undoing Gender“ (Hirschauer 2001). Gesellschaftstheoretisch betrachtet betten sich diese Tendenzen jedoch in die Rationalisierungslogik des „digitalen

Kapitalismus“ (Böhnisch 2006: 279) ein, die strukturelle Grenzziehung zwischen Männern und Frauen spannt sich nicht länger zwischen Arbeitswelt und Privatsphäre oder spezifischen Arbeitsfeldern auf, sondern verschiebt sich auf Arbeitsmarktsegmente. Mit den Tendenzen sozialstaatlicher Erosion und der Globalisierung von Arbeitsverhältnissen radikalisiert sich die segmentierende Wirkung der Ökonomie in gesellschaftliche Kern- und Randzonen, in denen soziale Akteure ihre Geschlechterkonstruktionen neu aushandeln müssen (vgl. ebd. 281). Die „Feminisierung von Arbeit“ (vgl. Jurczyk 2001; Böhnisch 2003) löst das Normalarbeitsverhältnis als gesellschaftsökonomischen Fluchtpunkt männlicher Lebensläufe ab, es münden mehr Frauen in vormals für Männer 'reservierte' Arbeitsmarktsegmente ein und mehr Männer erleben die biographische Unsicherheit diskontinuierlicher und prekärer Beschäftigungen. Zugleich verlangt die kulturell diskursive Orientierung an der Norm geschlechtlicher Gleichberechtigung (vgl. Wetterer 2009) und stärker familienbezogener und emotionaler Männlichkeitskonstruktionen (vgl. Fthenakis 2006, Matzner 2008) eine Abkehr von geschlechterstereotypen Sozialisationsmomenten. Diesem gesellschaftlichen Wandlungsdruck widersprechen faktische Persistenzen der Reproduktion einer geschlechterhierarchischer Sozialordnung im Alltag von Arbeit und Familie (vgl. Kaufmann 1994; Kreher 2007; Nave-Herz 1992). Auf die widersprüchliche Verbindung von diskursiver und handlungspraktischer Geschlechterkonstruktion weist auch Krüger (1999: 38) hin: „was qua kulturellem Wandel im Bewusstsein 'out' ist, kann sich strukturell, in Geschlechtersegmentierungen im System der Berufe und/oder der beruflichen Bildung z.B. verfestigt haben und nun von hier aus zurückwirken.“ Obwohl Normalarbeitsverhältnisse sozialstrukturell kaum mehr ermöglicht werden, wirken sie als gesellschaftliche Anforderung weiter und verlangen nach individueller und biographischer Bewältigung. Im Sozialisationskontext der Erwerbsphäre löst die Freisetzung geschlechtsspezifischer Sozialintegration eine individualisierte Bewältigung der geschlechtlichen Selbstpositionierung aus, die nach Anschluss an biographische Wissensbestände verlangt. Von eindimensionalen und geschlossenen Ablaufmustern männlicher und weiblicher Sozialisation kann im Zuge der aktuellen gesellschaftlichen Transformationsprozesse nicht mehr ausgegangen werden.

Immer weniger erfüllen sich Biographien von Männern und Frauen durch monolithische Integration in Institutionen der Arbeitswelt, vielmehr bindet die sozial

entbettete Ökonomie den Aufrechterhalt alltäglicher Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit an das Finden einer oder mehrerer biographisch passfähiger Beschäftigungen (vgl. Böhnisch 2009: 71). Jurczyk und Voß (1995: 405) prägten diesbezüglich den Begriff der „Veralltäglicung von Arbeit“, die Schwelle der familiären Wohnungstür trennt Produktions- und Reproduktionssphäre nicht mehr scharf in beide Richtungen ab, Strukturen der Arbeitswelt ziehen hingegen Zuhause ein, während sozialintegrative Impulse der Arbeitswelt 'draußen' bleiben. Damit gewinnen private biographische Entscheidungen an gesellschaftlicher Relevanz und umgekehrt sedimentieren sich gesellschaftsstrukturelle Entgrenzungen auch in persönlich erlebbaren Erfahrungsräumen. Gerade junge Erwachsene, die in einem komplexen Übergangsgeschehen zwischen Autonomie und Angewiesenheit hin und her schwanken, reagieren auf diese gesellschaftlichen Umbrüche mit einem intensiviertem Streben nach Handlungsfähigkeit, in ihren Alltagsvollzügen und den eigenständig biographisch zu integrierenden Sozialisationskontexten (vgl. Kreher 2007; Dietz u.a. 1997). Mit dem Bedeutungszuwachs von Übergängen scheint die Dimension des „Aufeinanderangewiesenseins“ verstärkt auf und wird in familiäre Bezüge sublimiert (Böhinsch/ Lenz/ Schröder 2009: 239f). Familie sozialisiert zwar weiterhin in einem Generationenverhältnis, ihr Beziehungsgeflecht gewinnt aber in der Dimension eines Sorgeverhältnisses an Bedeutung, um Paradoxien und Ambivalenzen der zweiten Moderne im Sinne einer sozialisatorischen Hypothek auszuhandeln (vgl. Menz 2009).

Das Normativ der Drei-Phasen-Teilung von Lebensverläufen büßt an Gültigkeit ein, andere Sozialisationsregimes lösen das vormals nahezu allumfassende biographisch wirksame Lebenslaufregime ab. In Reflexion auf die veränderten Sozialisationsbedingungen in der zweiten Moderne sprechen Stauber/ Pohl/ Walther (2007: 26) von 'Übergangsregimen' und Böhnisch/ Lenz/ Schröder (2009: 238) von einem 'Sorgeregime'. „Regimes lassen sich als hegemoniale gesellschaftliche Konstellation beschreiben, in denen kollektive Vorstellungen von Normalität und Abweichung, Zugehörigkeit und Zumutbarkeit zu einem Komplex verwoben sind, der in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen seinen Niederschlag findet und Sozialisationsprozesse „vorstrukturieren“ kann.“ (ebd.: 55) Unter diesem Blickwinkel hängt die sozialintegrative Wirkung von Sozialisationsfeldern u.a. davon ab, ob biographisch

nachhaltige Erfahrungen im Sorgerkontext möglich sind. Dazu zählen dauerhafte solidarische Beziehungsverhältnisse wechselseitiger Angewiesenheit, Fürsorge und moralischer Verantwortung und die darin erlebbare „Zuwendung, Achtsamkeit und Bezogenheit“ (Conradi 2005: 164). Die Anerkennung von Sorge als notwendiger Beziehungsbestandteil schließt Praxen der Selbstsorge aber auch des Umsorgtwerdens auf, die Erfahrungen aus fragmentierten Lebensbereichen in Kohärenzzusammenhänge bringen können (vgl. Menz 2009: 251), aber auch gesellschaftliche Machtverhältnisse durch ihre Privatisierung verdecken. Sozialisation bewegt sich im Spannungsverhältnis kultureller Öffnungen und emotional-privater Verdeckungen, deren Aushandlung individuell zu bewältigende Kontingenzen freisetzt.

Dieses ambivalente Format moderner Sozialisationsprozesse fängt Böhnisch (2006, 2009) mit einem Zwei-Kreise-Sozialisationsmodell ein, das die gegenläufigen Tendenzen zwischen gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Alltagsvollzügen durch das Konzept der Lebensbewältigung vermittelt. Der äußere Kreis fasst gesellschaftliche Bewältigungsaufforderungen, Erreichbarkeiten und soziale Ermöglichungskontexte in der Spannung zu gesellschaftlichen Vorgaben und umgibt den inneren Kreis psychodynamisch angetriebenen und sozial gerichteten personalen Bewältigungsverhaltens (vgl. Böhnisch/ Lenz/ Schröder 2009: 40). Beide verschränken sich auf emotionaler, interaktiver und gesellschaftlicher Ebene in einem Prozess „lebensgeschichtlichen Lernens“ (Ecarius 1999: 101) durch die Aufschichtung von Bewältigungserfahrungen (Böhnisch/ Lenz/ Schröder 2009: 43). Männlichkeit und Weiblichkeit kommen dabei als Bewältigungsmuster im Streben nach biographischer Handlungsfähigkeit in den Blick, die einen Deutungs- und Handlungsbezug zwischen subjektivem Erleben und gesellschaftlichen Vorstrukturierungen herstellen.

Für die Rekonstruktion relevanter Erfahrungen geschlechtlicher Sozialisation eignen sich demzufolge besonders biographischen Erzählungen (vgl. Dausien 1996; Scholz 2004; Lempp 2011). Wenngleich das Format der Biographie durch 'Gestaltschließungszwänge' (vgl. Schütze 1971, Rosenthal 1995) auch paradoxe und psychosozial nicht bewältigte Lebenskonstellationen in sinnhafte und teilweise parasoziale Zusammenhänge bindet (vgl. Böhnisch/ Lenz/ Schröder 2009: 43), ermöglicht der Verweisungscharakter biographischer Erfahrungen dennoch die empirische Untersuchung

gesellschaftlicher Strukturen wie das Geschlechterverhältnis in ihrer Aufforderungs- und Ermöglichungsdimension (vgl. Kap. 3). Das macht zunächst einen theoretischen Rückbezug auf Männlichkeit als sozialisatorisch angeeignetes kulturelles System zur Herstellung von Geschlechterdifferenzen als Bewältigungsmodus notwendig.

Im Folgenden diskutiere ich die theoretischen Männlichkeitskonzepte der hegemonialen Männlichkeit (Connell 1987) und der entgrenzten Männlichkeit (Böhnisch 2003) hinsichtlich ihres heuristischen Potentials für die anschließende empirische Untersuchung.

2.2 Männlichkeit als Modus geschlechtlicher Sozialisation

2.2.1 Hegemoniale Männlichkeit

Macht, Sexualität und Arbeit strukturieren das moderne Geschlechterverhältnis und reproduzieren, laut Connell (1999, 1998), die industriekapitalistisch getragene männliche Herrschaft. Der von Connell eingeführte Anschluss an feministische und neomarxistische Theorien öffnete den Männlichkeitsdiskurs für Analysen abseits der als zeitlos angenommenen Dominanzstruktur patriarchaler Gewaltherrschaft, die im Zuge der Modernisierung kapitalistischer Gesellschaften nur noch unzureichend differenzierte Aussagen produzieren kann. Mit der Entstrukturierung patriarchaler Macht hin zu einem flexiblen Dominanzgefüge schwindet auch die Selbstverständlichkeit der kulturgenetischen Bindung von Macht an Männer. Connell begreift Männlichkeit als „historisch bewegliche Relation“ (1999: 102), sowohl zwischen Männern und Frauen, als auch im Binnenverhältnis unter Männern, die an aktuelle sozialstrukturelle Verhältnisse rückgebunden ist.

Für Männlichkeit als gesellschaftliche und kollektive Konstruktion bietet Connell (1999: 97) das Konzept der hegemonialen Männlichkeit an: „Hegemoniale Männlichkeit ist [...] jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit infrage gestellt werden kann.“ Angesprochen ist Männlichkeit nicht als Persönlichkeitseigenschaft, sondern als Legitimationskonstrukt einer

geschlechtsbezogenen Praxis, die männliche Dominanz und weibliche Unterordnung als Ordnungsprinzip im Geschlechterverhältnis reproduziert. Das schließt Männlichkeit eng an die Achsen sozialer Ungleichheit an, die gesellschaftliche Milieus durchziehen. Im Zentrum seiner Theorie steht die Pluralität von Männlichkeitskonstruktionen innerhalb einer Gesellschaft, die in einem hierarchischen Bezug zueinander organisiert sind. Ein bestimmtes Männlichkeitsbild, repräsentiert von Männern mit Zugang zu gesellschaftlich relevanten Machtressourcen, bildet ein kulturell verfügbares Orientierungsmuster für die Gestaltung von Geschlechterarrangements und Identitätsbezügen.³

Eine Grundlegende Annahme besteht in der Normativität und Akzeptanz hegemonialer Männlichkeit unter Männern, da sie bezüglich ihrer Geschlechterkategorie gemeinsam von der Abwertung von Weiblichkeit profitieren. Dieses bewusste oder unbewusste männerbündische Einverständnis bezeichnet Connell als „patriarchale Dividende“, eine Handlungs- und Deutungsoption, die Männern als symbolische Gewalt gegenüber Frauen ausspielen können. Konkret gemeint sind damit bspw. Vorteile in der Verteilung von emotionalem und finanziellem Kapital und Ausschluss von Frauen aus Führungspositionen. Connell begründet mit diesem Bindungsverhältnis den kulturellen Rückgang manifester Gewalt gegen Frauen, die durch die legitimatorische Rückbindung von Männlichkeit an gesellschaftliche Machtressourcen keine Notwendigkeit für das Fortbestehen von Dominanzverhältnissen mehr darstelle (vgl. ebd: 104). Böhnisch (2006: 278) bemängelt die Einseitigkeit der theoretischen Fokussierung auf Dominanz, die von Connell implizit diskutierte Abstraktionslogik des Kapitalismus, d.h. die Ablösung sozialer Strukturen von ihren Individuen, konfrontiere die Konstrukteure der Männlichkeit – unabhängig ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit – stets auch mit Verfügbarkeitszwängen als Kehrseite der Macht. Damit schließt das Konzept der hegemonialen Männlichkeit die Wahrnehmung des Erlebens struktureller Gewalt durch Männer tendenziell aus und wird als Verdeckungszusammenhang in Männlichkeitsforschung wirksam (vgl. Böhnisch 2003: 62).⁴

³ Die 'Gewinner' im sozialen Kampf um die Definitionsmacht von Männlichkeit sieht Connell (1998) in Managern der technokratischen Milieus, die traditionelle und an körperlicher Gewalt orientierte Formen männlicher Dominanz abgelöst hätten. Böhnisch (2003:65) hingegen stellt die Wirksamkeit dieses Leitbildes für die Gesamtheit aller gesellschaftlichen Milieus und Subkulturen infrage. Vor dem Hintergrund der Entstrukturierungen moderner Gesellschaften hat dieser Einwand eine hohe Plausibilität.

⁴ In Anschluss an Bitzan & Funk (1995) meint „Verdeckung“ (un)bewusste Nichtwahrnehmung,

Connell spricht die idealtypische Verkörperung hegemonialer Männlichkeit einer kleinen Gruppe von Männern zu, der Großteil der Männer beziehe sich freiwillig oder zwanghaft mit Zustimmung oder Abgrenzung auf dieses massenmedial gestützte Männlichkeitsmodell und organisiere sich in einer komplizierten, untergeordneten oder marginalisierten Männlichkeit (vgl. Connell 1999: 102). Die Gleichsetzung von marginalisierter Männlichkeit mit homosexuellen Outings (vgl. ebd.: 238) wurde dabei mehrfach kritisiert (vgl. Heilmann 2011). Es ist nach wie vor unklar, ob die angesprochenen Männlichkeiten als Relationen oder Typen zu konzipieren sind (vgl. Budde 2005; Scholz 2012).

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit integriert somit eine gesellschaftliche, kulturell-symbolische und individuelle Dimension von Geschlecht. Die Reproduktion von Männlichkeit im Kontext von Staat, Institutionen und Milieus wirken auf gesellschaftlicher Ebene, die kulturell-symbolische Ebene bezieht sich hingegen auf die diskursive Rezeption und mediengestützte Repräsentation normativer Leitbilder und Orientierungsmuster. Auf der individuellen Ebene spricht Connell die körperlich getragenen Handlungs- und Deutungsvollzüge konkreter Personen im sozialen Kampf um die Dominanzposition an und eröffnet damit einen Blick auf Männlichkeit in der Spannung zwischen individuellem Handeln und gesellschaftlicher Entwicklung.

Sozialisationstheoretisch reformuliert eröffnet Connells Männlichkeitsbegriff zunächst einen Zugang zu Geschlecht als Sozialisationsprodukt, doch wie genau Personen sich mit gesellschaftlich bereitgestellten Männlichkeitsbildern auseinandersetzen und die Struktur von Dominanz/ Unterordnung bzw. Marginalisierung/ Ermächtigung als geschlechtliche Praxis lernen, bleibt unterbelichtet. Auch ist die Durchsetzung eines einzigen Männlichkeitsideals als geschlechtliche Orientierungsfolie mit Blick auf die Ausdifferenzierung von Milieus, die Pluralisierung von Lebensformen und die Erweiterungen der traditionellen Geschlechterarrangements wohl kaum haltbar. Instruktiv sind daher die theoretischen Erweiterungen des Modells der hegemonialen Männlichkeit durch Scholz (2004; 2012) und Meuser (1998; 2005b; 2006b; 2010). Beide Autoren greifen in Ergänzung zu Connells Arbeiten auf die in Bourdieus Gesamtwerk mehr oder weniger systematisch angelegten Ausführungen zum Habitus und der männlichen Herrschaft

Aberkennung oder Leugnung individueller Wirklichkeitserfahrungen.

zurück.⁵

Männlichkeit wird von Meuser anknüpfend an Connell als geschlechtliche Distinktions- und Dominanzlogik in hetero- und homosozialer Dimension entworfen. Stärker als Connell geht es Meuser um Männlichkeit als ein generatives Prinzip praxeologischer Reproduktion von Geschlecht im Sinne einer Strukturkategorie. Hier steht nicht ein „spezifisches Normen- und Wertesystem“ zur inhaltlichen Bestimmung von Männlichkeit im Vordergrund, sondern der geschlechtstypische Konstruktionsprozess der Zweigeschlechtlichkeit als kulturelle Differenzachse (Meuser 2006a: 175). Für den Prozess der Aneignung von Männlichkeit als 'Regelwerk' zur Geschlechterkonstruktion lehnt sich Meuser (2006a: 164) an den habitustheoretischen Lernbegriff der „Strukturübung“ im Sinne eines vorreflexiven, praktischen Lernprozesses an. Mit der Beteiligung an den homosozial unter Männern ausgerichteten „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ (ebd.: 168) bestätigen die Mitspieler den kompetitiven Modus der Geschlechterkonstruktion und erlernen ihn zugleich körperlich-sinnlich als männlichen Habitus. Dessen generatives Wirken ermögliche eine 'Einheit in der Differenz', verbinde männlich sozialisierte Personen über soziale Felder hinweg, die Pluralisierung von Männlichkeitsbildern sei dementsprechend als Reflex auf die Fragmentierungsprozesse moderner Gesellschaften zu lesen (vgl. Meuser/ Behnke 1998). Die besondere Bedeutung der homosozialen Dimension liege im geschlechtsexklusiv emotional eingeschriebenen Kapital der 'patriarchalen Dividende', Männlichkeit bilde daher einen konjunktiven Erfahrungsraum (vgl. Meuser 2000: 66 in Anlehnung an Mannheim 1980: 296), den die Beteiligten gegenüber Frauen sozial schließen. Distinktion und Konjunktion im Rahmen hegemonialer Strukturen formen die Ausbildung von Orientierungsmustern, Werthaltungen und Deutungsschemata, im Zentrum des männlichen Wettstreits steht die Verbindung von Konkurrenz und Solidarität, die als Nebenprodukt männlicher Sozialisation eine habituelle Sicherheit in Bezug auf geschlechtliche Verortungspraxen erzeugt (vgl. Meuser 2005b). Exemplarisch zeigt Meuser (2006a) diese Zusammenhänge am Beispiel des Risikohandelns junger Männer in unterschiedlichen historischen und milieuspezifischen Kontexten auf, die Basis dazu bilden Betrachtungen zum

⁵ Auf beide Begrifflichkeiten, die eine sozialwissenschaftlich breite Rezeption vorweisen, gehe ich hier nicht näher ein, auch, da Bourdieu sie nicht im Kontext einer Sozialisationstheorie entwarf und dementsprechend „[...] bleiben seine Analysen der Somatisierungsprozesse aus einer körpersoziologischen Analyse unbefriedigend.“ (Villa 2000: 64).

Mensurschlagen, Kampftrinken und Hip-Hop-Battlen.

Die Reformulierung von Männlichkeit als 'generative Praxis' ergänzt Scholz (2004; 2012) mit dem theoretischen Fundament von Bourdieus Begriff des 'sozialen Feldes'. Ihr geht es um die stärkere Betonung der gesellschaftlichen Dimension von Männlichkeit, die sie in der Verschränkung mit anderen Differenzachsen sozialer Ungleichheit fasst, und um die Erklärung des empirischen Befundes gleichzeitig existenter hegemonialer Männlichkeiten in derselben Gesellschaft. Anhand empirischer Studien zu biographischen Erzählungen ostdeutscher Männer (2004, 2008) zeigt sie den Entwurf feldspezifischer beruflich orientierter Männlichkeitsideale, die interviewten Männer strebten einerseits die Status und Anerkennung generierende Wirkung innerhalb arbeitgebender Organisationen an, andererseits orientierten sie sich an dem DDR-spezifischen Leitbild des 'Helden der Arbeit' (z.B. Siegmund Jähn), den Männer der politischen Elite durch Steuerung medialer Kommunikation im gesellschaftlichen Diskurs aufbauten. Mit dieser Kontrastierung von hegemonialer Männlichkeit auf gesellschaftlicher und institutioneller Ebene weist sie einerseits die Kontextsensibilität von Männlichkeit als generative Praxis nach und bezieht den kompetitiven Modus wiederum auf die gesellschaftliche Dimension. Die verschiedenen „kontextgebundenen Versionen hegemonialer Männlichkeit“ (Scholz 2004: 46) stehen, wie die Individuen, die sie aushandeln, ihrerseits in einem symbolischen Wettstreit um die kulturell-symbolische Dominanz. Das hierarchische Verhältnis der hegemonialen Männlichkeiten reproduziert das Geschlechterverhältnis in Form einer „männlichen Hegemonie“ (ebd.).

Für die Untersuchung des Zivildienstes als Feld männlicher Sozialisation sind diese Interpretation und Erweiterungen im Rahmen der hegemonialen Männlichkeit in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Sie öffnen einen mehrdimensionalen Zugang für die empirische Analyse männlicher Sozialisation, gerade die interaktive Dimension ist als Sozialisationsprozess in Form informeller Lernprozesse eingängig operationalisiert. Zudem wird Geschlecht als relationale Kategorie konzipiert, einerseits im Verhältnis zwischen Männern und Frauen und andererseits im Bezug zu emotionalen Gehalten und Machtbeziehungen. Herausgestrichen wird weiterhin der Zusammenhang von „Organisation und Geschlecht“ (Wilz 2002) und die mögliche Variationsbreite organisations- und feldspezifischer Männlichkeitskonstruktionen. Unterbelichtet bleiben

aber die historisch-gesellschaftliche Entwicklungen des Industriekapitalismus als rahmengebende Gesellschaftsform und die Auswirkungen von Männlichkeit als Modus geschlechtlicher Sozialisation auf das subjektive Erleben. Beide Dimensionen erschließt das Konzept der „entgrenzten Männlichkeit“, dessen Explikation das folgende Unterkapitel anstrebt.

2.2.2 Entgrenzte Männlichkeit

Die Rationalisierungslogik der kapitalistischen Ökonomie hat das System der Zweigeschlechtlichkeit von ihren Subjekten abgelöst, fordert aber dennoch dessen Reproduktion von ihnen ein. Ausgehend von dieser widersprüchlichen Sozialkonfiguration fokussiert Böhnisch mit dem Konzept der „entgrenzten Männlichkeit“ (2003, 2004, 2006) gesellschaftsstrukturelle Wandlungsprozesse und deren Bewältigung. Männlichkeit kommt nicht nur handlungstheoretisch als reproduktive Praxis der Geschlechterordnung zwischen Subjekten in den Blick, in den Mittelpunkt rücken die individuellen Auswirkungen von Ambivalenzen und Paradoxien des modernen Geschlechterarrangements. Es geht ihm darum, „[...] den Zugang zur Frage der „Emanzipation des Mannes“ aus seinen Abhängigkeiten nicht in der offenen Szenerie von Alltag und Interaktion, sondern in den verdeckten Bezügen ökonomischer Zurichtung und Verfügbarkeit und ihrer tiefenpsychisch wirkenden Bewältigungsdynamik zu suchen.“ (Böhnisch 2006: 276)

Der Ansatz von Böhnisch konterkariert die Vorstellung eines reflexiv handelnden und entscheidungsfreien Subjektes durch drei Kritiklinien: das Wegschauen vom Unbewussten durch die sozialkonstruktivistische Verschiebung von Geschlecht in die Interaktion, die verkürzte Rezeption und Dethematisierung gesellschaftshistorischer Entwicklungsprozesse und die daran anschließende Tabuisierung deterministischer Einflüsse auf Subjekte.⁶ „So ist der radikalkonstruktivistische Diskurs von einer doppelten theoretischen Verlegenheit gekennzeichnet: Zum einen wird um die Natur des Menschen immer wieder ein Bogen gemacht, wird das sozial nicht hinreichend Erklärbare einem strikten Naturalisierungsverdacht und damit einem Tabu unterworfen. Zum anderen wird

⁶ Hier stehen nicht die jeweiligen Negationen des Theoriestreits zwischen beiden Männlichkeitskonzepten im Mittelpunkt, sondern die Diskussion empirisch relevanter Dimensionen im Rahmen von Sozialisation. Daher ist nur Raum für eine Benennung zentraler Kritikpunkte.

zwar immer wieder von historisch eingefahrenen Machtverhältnissen gesprochen, die man bei allem konstruktivistischen Optimismus nicht aus den Augen verlieren darf. Diese Einsicht aber bleibt im konstruktivistischen Ansatz als theoretisch nicht geklärtes Desiderat, gleichsam als politische Aufforderung stehen.“ (Böhnisch 2004: 13)

Auf der gesellschaftsstrukturellen Ebene untersucht Böhnisch die historischen Überformung vom sozialstaatlich getragenen fordistischen Geschlechterkompromiss der geschlechterbezogenen Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre durch den „digitalen Kapitalismus“ (Böhnisch 2003: 41). Die Globalisierung und informationstechnologische Entbettung von Arbeit macht sie ortlos und unabhängig von konkreten Personen, ihren sozialen Bindungsverhältnissen und lebensweltlichen Verstrickungen (vgl. ebd: 41ff). Zum neuen hegemonialen Leitbild avanciert der „[...] 'abstract worker', die neue Arbeitsfigur des digitalen Kapitalismus wird als körperlose und darin flexible Figur ohne Geschlecht gekennzeichnet“ (Böhnisch 2006: 280). Die beschleunigte Rationalisierungstendenz der Ökonomie unterscheidet das Humankapital nicht länger geschlechterbezogenen sondern nach dem meritokratischen Prinzip (vgl. Böhnisch 2003: 42). Die Aufgabe des Normalarbeitsverhältnisses zu Gunsten von flexiblen und prekären Beschäftigungsverhältnissen löst im Geschlechterverhältnis den historischen Kern männlicher Selbstverortung auf, treibt aber männlich konnotierte Prinzipien weiter an (vgl. Böhnisch 2004: 45). Erfolg, Wachstum, Sachzwänge und Nicht-Innehalten-Können erzeugen einen Druck des Mithalten-Müssens, der auf Frauen und Männer zugleich wirkt, aber unterschiedliche Reaktionen auslöst (vgl. Böhnisch 2003: 42ff). In diesem „Strukturprinzip der Externalisierung“ (Böhnisch 2001: 95) sieht Böhnisch die zentralen „ökonomisch-technologischen Vergesellschaftungsprozesse“ (Böhnisch 2003: 16) der zweiten Moderne, die das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit in seiner Gänze ergreifen, hegemoniale Männlichkeit erzeugen und Männlichkeit im Sinne einer Strukturkategorie entgrenzen (vgl. Böhnisch 2003: 65). Hier scheint ein wichtiger Kritikpunkt am Konzept der hegemonialen Männlichkeit auf: Auch Frauen reproduzieren sie qua Dominanz durch ihre gesteigerte Teilhabe in Führungspositionen an ihren Produktionsstätten. Damit stellt sich die Frage nach neuen Freisetzungen, Abschwächungen und Ambivalenzen der Geschlechterdifferenz und alternativen, nicht-hegemonialen Männlichkeitsformen (vgl. Lempp 2011). Zudem richtet sich der Blick auf

alternative Konstruktionslogiken von Hegemonialität in weiblich dominierten Sozialisationskontexten.

Der gesellschaftliche Nomos der Externalisierung erzeugt im Zusammenspiel mit den gesellschaftlichen Anforderungen an den „neuen Mann“ Bedürfnisse, wie etwa die gesteigerte Übernahme von Erziehungsaufgaben im frühen Kindheitsalter (vgl. Zulehner/Volz 2009). Diese werden jedoch durch den Druck ständiger Verfügbarkeit und durch „Retraditionalisierungstendenzen“ (vgl. Ehnis 2009) der familiären Geschlechterordnung verwehrt. Daraus entstehen besonders für Männer „Bedürftigkeiten“ (vgl. Böhnisch 2006: 276), d.h. Hilflosigkeit, Ohnmacht und Verletzungen.

Die Bewältigung dieser ambivalenten Spannungskonstellation siedelt Böhnisch im Subjekt an⁷ und greift dabei auf tiefenpsychologische Ansätze zur Ergänzung des Sozialisationsparadigmas zurück (vgl. Böhnisch 2003, 2004). Er geht vom psychozialen Streben nach biographischer Handlungsfähigkeit aus, vermittelt über drei psychodynamisch angetriebene Bewältigungsimpulse: „Das Verlangen nach einem stabilen Selbstwert, entsprechender sozialer Anerkennung und nach Erfahrung von Selbstwirksamkeit“ (Böhnisch/ Lenz/ Schröer 2009: 41). Die Ablösung von Männlichkeit als Konstruktionsmodus der Zweigeschlechtlichkeit von konkreten Personen und ihrem persönlichen Befinden formiert neue Bewältigungsanforderungen, für die in der männlichen Sozialisation das Prinzip der Externalisierung wirkt. Gemeint ist auf dieser individuellen Ebene einerseits die Abwertung und Unterdrückung frühkindlicher Emotionen (wie Hilflosigkeit und Verletzlichkeit) als Weiblichkeit und Fremdheit, ihre Abspaltung und Übertragung auf Andere und andererseits die Idolisierung sozial gerichteter Aktivität und Stärke als Inbegriff von Männlichkeit im Alltag (vgl. Böhnisch 2001: 78; 2004: 94). Externalisierung drückt sich nach Böhnisch und Winter (1997: 128ff) aus in: Kontrollbedürfnis und Rationalisierungsstrategien, Körperferne und emotionaler Stummheit, Gewalt und Alleinsein.⁸

⁷ Zur Rekonstruktion der Subjekt-Struktur Diskussion im Sozialisationsdiskurs siehe ausführlich Dausien 2006: 25ff.

⁸ Reckwitz (2008) weist in historischer Perspektive auf den Zusammenhang zwischen für Männer reservierten sozialen Praxen und deren emotionale Färbung hin und resümiert für „den Mann“: „Hinter seiner einheitlichen Fassade und Selbstbespiegelung verbirgt sich eine Montage disparater Elemente.“ (Reckwitz 2008: 216).

Der ökonomisch-gesellschaftliche wie auch tiefenpsychisch wirksame Verdeckungszusammenhang der Externalisierung ist insofern von analytischer Bedeutung, als dass er zur biographischen Abwehr und Dethematisierung geschlechtertraditionaler Formationen im Alltag und erlebter Geschlechterungleichheit führt (vgl. Böhnisch/ Lenz/ Schröder 2009: 141) und als solche erschlossen werden kann. Zusätzlich geraten durch den strukturtheoretischen Fokus die Sozialisationsbedingungen und ihre individuellen emotionalen Auswirkungen stärker in den Blick. Im empirischen Material zum Zivildienst als Sozialisationsfeld zeichnete sich die körperlich-emotionale Ebene als zentrale Größe sozialisatorischer Erfahrungen mit Geschlecht ab, so dass im folgenden Kapitel eine theoretische Fundierung dieser Dimension erfolgt. Das legt zugleich ein alternatives Erklärungsmodell zur tiefenpsychischen Dynamik männlicher Sozialisation an, das den Körper statt über das analytische Konstrukt der Psyche oder des Habitus in seiner Materialität als Leib wahrnimmt.⁹

2.2.3 Männlichkeit und Körperlichkeit

Obwohl sich die Materialität des Körpers über die gesamte Lebensspanne verändert, ist die Faktizität der Körperlichkeit selbst unhintergebar, denn Menschen *sind* ihr Körper. Daher eignet sich dieser auch so hervorragend, um unermüdlich Differenzen zwischen Natürlichkeit und Sozialität in Szene zu setzen und mit anderen Differenzachsen zu einer Vielzahl von Zugehörigkeiten zu verbinden. Die Genese sozialer Bedeutungszusammenhänge ist immer ein somatischer Prozess des Sprechens, Handelns und Erlebens und daher kann es weder eine Körperlichkeit ohne sozialen Sinn, noch gesellschaftliche Strukturen ohne Verkörperung geben. So ist auch Geschlecht nicht ohne Körper denkbar.

Die Körper von Frauen und Männern verselbstständigen sich so häufig, dass die Bedeutung ihrer Materialität als ontologische Tatsache erscheint. Plötzliche Schamesröte,

⁹ Wenngleich Bourdieu in seinem Aufsatz zur „männlichen Herrschaft“ betont, sie beruhe auf der „unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper“ (Bourdieu 1997: 165), stellt er für die körperliche Dimension des Habitus – die 'Hexis' – lediglich folgende holistische Definition bereit, die sich kaum von der des Habitus unterscheidet und deren Operationalisierung zumindest schwer fallen dürfte: „die realisierte, einverlebte, zur dauerhaften Disposition, zur stabilen Art und Weise der Körperhaltung, des Redens, Gehens und damit Fühlens und Denkens gewordene politische Mythologie“ (Bourdieu 1987: 129).

zyklische Menstruation und unwillentliche Ejakulation sprechen eine 'eindeutige' Sprache: Die Materie des Körpers verleihe automatisch das eine oder andere Geschlecht, das könne man doch unmittelbar sehen, erleben und sogar messen. Ein entsprechendes Wissen um Körpermaterie stellt ja die Biologie bereit – Körperformen, Hormone, Hirnstrukturen und Gene erschaffen angeblich zwei Geschlechtszustände, mit denen man sich eben arrangieren müsse, vorzugsweise in der „heterosexuellen Matrix“ (vgl. Butler 1991: 21). Die Vorstellung einer materiellen Wahrheit der Geschlechterdichotomie, an der sich sexuelles Begehren und Geschlechtsidentität ausrichten, schafft für Personen innerhalb und außerhalb des Systems der Zweigeschlechtlichkeit aber gerade nicht die alltägliche Handlungsfähigkeit und biographische Orientierungssicherheit, die sie suggeriert (vgl. Kreher 2007). Die Eigensinnigkeit des Körpers aber auch seine Widerständigkeit gegen beliebige Modifizierung und Inszenierung in 'kapitalistischen Machbarkeitsphantasien' (vgl. Abraham 2011) fordern beständig neue Konstruktionsbemühungen zur Herstellung von Eindeutigkeit ein: „Der Körperleib ist für Individuen und ihre Interaktionen nicht schlicht etwas eindeutig Gegebenes, es ist immer auch offen, was an ihm sozial konstruiert und formbar ist und was außerhalb des Sozialen liegt.“ (Fischer 2003: 10) Auch als soziale Konstruktionen verlieren Geschlechterverhältnisse nicht an somatischem Charakter, denn genau wie biologische Bestimmungen und diskursive Deutungsmuster ist der geschlechtliche Körper soziale Praxis.

Inspiziert von sozialkonstruktivistischen Perspektiven kreisen Diskussionen in der Soziologie und insbesondere in der Frauen- und Geschlechterforschung seit dem 'body turn' der 1990er Jahre verstärkt um die Materialität von Körperlichkeit und Geschlecht (vgl. Villa 2000; Gugutzer 2006). Die Körperlichkeit von Männlichkeit wird dabei nahezu durchgehend über das Konzept des Habitus eingebunden (vgl. Kap. 2.2.2). Kritik zur Haltbarkeit des Habituskonzeptes wurde bereits vielfach geäußert (vgl. Hradil 1989; Eder 1989; Miller 1989; Schwengel 1993), geschlechtertheoretisch zu hinterfragen ist m.E. besonders die Fokussierung auf körperliche Akteure als *(Re-)Produzenten* der Geschlechterordnung. Der Blick auf eine generative Handlungspraxis betont die dazu notwendige Aktivität, besonders unter dem Aspekt beobachtbarer Körperausdrücke, Handlungen und Verhaltensmuster. Es ist aber nicht ganz unproblematisch, Männlichkeit

und die Körper- und Selbstverhältnisse von Männern durch eine 'Aktivitätsbrille' hindurch zu hinterfragen. Denn auch wenn damit über Weiblichkeit noch nichts gesagt ist, kommt Männlichkeit so einem Pol der im Alltag mit Geschlecht assoziierten Polarisierung aktiv-passiv nahe. Das birgt vielleicht weniger in der Forschung selbst als in der Forschungsrezeption die Gefahr der „Reifizierung“ (Gildemeister & Wetterer 1992) von alltagsstereotypen Geschlechterdifferenzen und damit verbundenen Machtverhältnissen.

Die Geschlechterforschung der letzten 20 Jahre fragte primär nach Prozessen der Geschlechterdifferenzierung, das sozialisatorische Geworden-sein von Frauen und Männern und ihrer Körperlichkeit trat dagegen in den Hintergrund (vgl. Maihofer 2002, Nestvogel 2010). Um gerade Selbst- und Weltverhältnisse von Männern und Männlichkeit als soziale Praxis zu analysieren ohne Geschlechterstereotype zu reifizieren, ist die Thematisierung der 'unangenehmen' Prozesse des Erleidens und Erlebens einer historisch gewordenen und – im Gegensatz zum Alltag – größtenteils durch Handeln unbeeinflussbaren Sozialstruktur unverzichtbar (vgl. Kap. 2.2.3). Geschlecht haftet Personen nicht erst durch Handlungen an ihren Körper an oder lässt sich irgendwie 'einimpfen' (vgl. Duden 1993: 24, Rendtdorff 2006: 101), andernfalls wäre Geschlecht körperlos und der Körper eine leere Hülle. Vielmehr wirkt das subjektive Erleben des Mannseins und Frauseins als Mechanismus sozialer Kontrolle und Plausibilisierung von Geschlecht als Natur. Weil Menschen ihre Körper sind, ist Geschlecht nicht nur etwas, über das sie reflexiv verfügen.

In Anschluss an die Phänomenologie der Geschlechterkonstruktion (vgl. Giuliani 1999; Waldenfels 2001) gehe ich den sozialisatorisch relevanten Aspekten des affektiven und sinnlichen Erlebens und Erleidens von Geschlecht und Männlichkeit und den damit verbundenen Körperverhältnissen nach. In einem ersten Schritt soll die Differenzierung von Körperlichkeit durch das Begriffspaar Körper und Leib zentrale Strukturen des Erlebens verdeutlichen und operationalisieren. Zweitens beschreibe ich in den analytischen Kategorien der Körperregionen und Körperverhältnisse räumliche Konfigurationen des Geschlechterkörpers. Diese binde ich in einem Resümee an den gesellschaftlichen Modernisierungsprozess der Entgrenzung zurück, um Anschluss an den bisher vorgestellten theoretischen Rahmen herzustellen.

2.2.3.1 Der Leib als Modus der Geschlechterkonstruktion

Männlichkeit als soziale Praxis lässt sich nicht auf Verhalten und Sprache reduzieren, will man ihrer Körperlichkeit gerecht werden. Eine Reduktion auf reflexiv entschlüsselbare Zeichen, Signale und Prozesse entzöge Geschlecht den Anschein der Naturhaftigkeit durch den Anschein planbarer Beliebigkeit, der im Widerspruch zur Spontaneität und Unkontrollierbarkeit vieler geschlechtsrelevanter Gefühle steht. Männer und Frauen finden im gefühlsmäßigen Erleben des Körpers im Alltag den überzeugendsten Beweis der Naturgegebenheit ihrer zweigeschlechtlichen Verortung – Frauen- und Männerkörper fühlen sich nicht nur 'verschieden' an, die Geschlechter erleben soziale Praxis auch 'ganz anders'. Frauen spüren ihre Brust nicht wie Männer, Menstruationsschmerzen sind für Männer genauso unverständlich wie das Gefühl einer Hodenquetschung für Frauen und die Angst bei nächtlichen Spaziergängen können Männer 'gar nicht' nachempfinden – so zumindest die 'Alltagstheorie der Geschlechterkonstruktion' (vgl. Hirschauer 1993) in ihrer affektiven Dimension. Diese Differenzkonstruktionen kann eine radikalkonstruktivistische Dekonstruktion körperlicher Materialität eines biologischen Geschlechterunterschiedes (vgl. Voß 2011) nicht erklären, da erst das Geworden-Sein von Männern und Frauen durch die sozialisatorischen Prozesse des Körper-Werdens und des Körper-Seins das Zustandekommen geschlechtlich relevanter Empfindungen von Körpern und ihren Raumverhältnissen bedingen. Die phänomenologische Perspektive befruchtet die sozialisationstheoretische Diskussion eben unter dieser Prämisse: Geschlecht ist eine Realität, die mit den Sinnen zugänglich ist und daher nicht nur reflexiv und handlungspraktisch, sondern auch durch Strukturen des Körpererlebens gestützt wird.

Letztlich werden uns nicht alle unsere Wahrnehmungen sprachförmig bewusst und der Sinn unseres Handelns bleibt uns oft genug verborgen. Diese schon pränatal einsetzende vorreflexive Weise des In-der-Welt-seins durch Sinneswahrnehmungen und körperliche Bewegungen erfasst die Phänomenologie unter dem Begriff des Leibes. Der Leib ist der materielle Ort des Eigenen und Subjektiven, an dem beständig die Sinnesbezüge zur Welt koordiniert und aufeinander abgestimmt werden (vgl. Giuliani 1999: 33). Unsere Wahrnehmung lässt sich nur analytisch in einzelne Sinne trennen, durch ihre physische und funktionelle Verbindung stellen sich bereits vorreflexiv synästhetische

Bedeutungszusammenhänge und sozialer Sinn wie Gefühle und Bedürfnisse her, die durch Milieu, Geschlecht und andere soziale Strukturen zu einer „Orthoästhesie“ (Waldenfels 2001: 98) – einem Empfindungsmuster – abgestimmt werden. Subjektivität und Leiblichkeit sind daher kein ‘wahres Innenleben’ des Menschen, sie verbergen sich weder in der Psyche noch unter der Haut. Der Leib ist vielmehr das praktische Vermögen, einen Welt- und Selbstbezug herzustellen und als Verkörperung sozialer Strukturen das „Fleisch der Welt“ (Merleau-Ponty 1994: 182), das wir sind.

Den Prozess des vorreflexiven Daseins beschreibt die Phänomenologie als „fungierende Intentionalität“: Wahrnehmen und Handeln sind keine getrennten Prozesse und lassen sich nicht als Aktivität und Passivität polarisieren, denn beide setzen Bewegungen voraus (z.B. Tasten, Einatmen, Augenbewegungen). Erst der tote und völlig unbewegte Körper ist nicht mehr in diese 'Dualität von Handeln' verstrickt. Durch die Beweglichkeit der eigenen Perspektive gewinnen wir nicht nur Eindrücke der Welt, sondern auch unser körperliches Selbst, denn mit dem kinästhetischen Erleben der Welt gehen wir einen räumlichen Bezug zu ihr ein (vgl. Zahavi 1999: 58). Die unaufhörlichen Sinnesbewegungen verzahnen sich immer auch mit einem unthematisierten Erleben des eigenen Leibes, bspw. ist mir in haptischer Wahrnehmung meine Haut als Begrenzung gegeben. Der Leib, der ich bin, gehört mir also nicht einfach, sondern ist mit dem umgebenden Raum in einem offenen Weltverhältnis verflochten. Indem wir die Welt von verschiedenen Stellungen im Raum und durch mehrere Sinne betrachten und begreifen, fungiert unser Leib als permanenter Bezugspunkt, von dem aus sich das Hier-und-Jetzt entfaltet (vgl. Gugutzer 2001). Dieser Punkt – der Leib – ist kein starres Gefüge. Durch die Verteilung der Sinne am ganzen Körper, kann dieser diffus überall und von überall her gespürt werden (vgl. Gugutzer 2001: 91). Auch wenn Raum und seine Bedeutung durch soziale Praxis entstehen und immer in kulturell-symbolischer Bewegung sind, „da sich die Anordnung der »Dinge« ständig verändert, das Bezugssystem des konstruierenden Menschen variiert und die Zeit fortschreitet“ (Löw 1997: 455), bleibt das Wahrnehmen und Empfinden als Orientierungsrahmen ungebrochen, da man seiner vorreflexiven Körperlichkeit – dem Leibsein – nicht entkommt. Das körperliche Empfinden ist nicht nur Effekt, sondern auch Voraussetzung sozialer Praxis – Männlichkeit als Handlungsstruktur setzt also auch das sozialisatorisch gebildete geschlechtliche Selbstempfinden von

Männern und Frauen durch ihr körperliches Geworden-Sein voraus.

Durch die Verankerung der Wahrnehmung in unserer eigenen Körperlichkeit und die Anerkennung und Begrenzung dieser durch Andere bricht sich die Struktur der Wahrnehmung durch die Differenz des Eigenen und des Fremden. „Fremdheit setzt ein Selbst und einen Eigenbereich voraus, dem etwas begegnet, indem es sich zugleich seinem Zugriff, seinem Blick, seinem Verständnis entzieht. [...] Eigenes entsteht nicht durch bestimmte Abgrenzung, sondern dadurch, dass ein Eigenbereich eingegrenzt und gleichzeitig ein Fremdbereich ausgegrenzt wird.“ (Waldenfels 1997: 69) Mit wechselseitiger Anerkennung der körperlich-sozialen Existenz werden entlang gesellschaftlicher Machtverhältnisse – angefangen im Eltern-Kind Verhältnis und in anderen Beziehungsverhältnissen und im Geschlechterverhältnis fortgesetzt – die körperlichen Geltungsansprüche verteilt, die Empfindungen an Personen binden, ihnen Authentizität verleihen und sie statt als sozialen Prozess zu einer unanzweifelbaren Persönlichkeitseigenschaft destillieren. Die Identifizierung mit einem Männer- oder Frauenkörper zieht die Polarisierung der Geschlechterdifferenz durch nachfühler Eigenes und unverstehbar Fremdes nach sich, wofür der psychoanalytische Begriff der „symbolischen Kastration“ als Ausdruck geschlechtlicher Begrenztheit nach einer Phase des „sexuellen Polymorphismus“ berühmt wurde (vgl. Rendtdorff 2006: 93). Paradoxerweise geht dieser geschlechtliche Autonomiegewinn einher mit der stetigen Angewiesenheit auf Andere – ohne ernsthafte Beziehung zu ihnen sind viele Aspekte eigener Subjektivität (z.B. Verlusterfahrungen und Hilflosigkeit) nicht zugänglich. Die Psychoanalyse meint in dieser Form der Differenzsetzung auch den sozialen Auslöser (hetero-)sexuellen Begehrens ausmachen zu können (vgl. ebd: 94). Im Gegensatz zur individualpsychologischen Konzeption von Gefühlen als Innenleben und Männlichkeit als Persönlichkeitseigenschaft, ermöglicht eine phänomenologische Perspektive auf den Sozialisationsprozess Empfinden nicht im Selbstverhältnis einzuschließen.

Die Körperlichkeit der Wahrnehmung schließt das Erspüren des eigenen materiellen Körpers und seiner Begrenzungen aber keinesfalls aus. Angeborene Reflexe des Atmens, Zwinkerns und Schluckens, aber auch das unvermeidliche Selbsterleben des Körpers mit den Sinnesorganen bedingen eine weitere Wahrnehmungsstruktur, die mit der fungierenden Intentionalität des Leibes verbunden ist. Die Materialität des eigenen

Körpers wahrzunehmen und zugleich mit ihr wahrzunehmen löst eine „Doppelempfindung“ (Waldenfels 2001: 35) aus, in der ich mir nicht nur als Ankerpunkt der Wahrnehmung, sondern auch als Objekt gegeben bin. Merleau Ponty bezeichnet diese anthropologische Konstante mit dem Begriff der Doppelaspektivität von Leibsein und Körperhaben (vgl. Gugutzer 2001). Auch in interaktiven Aushandlungen körperlicher Grenzen des Eigenen und des Fremden (z.B. durch Gewalt) erlebe ich mich als Objekt. Dieser vorreflexive körperliche Selbstbezug des *Körperhabens* hat instrumentellen Charakter und ermöglicht die Inszenierung und Codierung des Körpers als Bedeutungsträger für (geschlechtliche) Zugehörigkeiten in einer „Logik der Praxis“ (Bourdieu 1993) durch das handlungspraktische Erlernen impliziter Normen und Handlungsrountinen gesellschaftlicher Milieus und Subkulturen. Der Objektbezug zum Körper macht ihn auch zum Gegenstand von Reflexion und Diskursen, die seine Verankerung des Selbst- und Weltbezugs im Hier-und-Jetzt relativieren und eine soziale Rahmung für Wahrnehmungen bereitstellen. „Wenn [das leibliche Selbst] den Körper im Sinne eines Wissens und Zeichenverständnisses auffasst, die es je historisch von diesem gibt, erlebt es sich umgekehrt leiblich gemäß dem Körper, den es hat.“ (Lindemann 1993: 31) In der Gleichzeitigkeit leiblichen Erlebens und reflexiver oder praktisch-impliziter Deutungsangebote besteht ein Spannungsverhältnis, dessen individuelle oder kollektive Bewältigung eine anthropologische Konstante ist. Eine Konvergenz von Körpererleben und Körperwissen bezeichnet Gugutzer (2001: 130) als „spürende Selbstgewissheit“, die Identität stabilisiert. Die Rahmung leiblichen Empfindens mit Geschlecht stellt *einen* durch Sozialisation vermittelten Bewältigungsmodus dieser Spannung dar. Eine vollständige rationale Verfügbarkeit des eigenen Körpers als 'reflexives Projekt der Moderne' ist durch unsere Leibgebundenheit aber lediglich eine industriekapitalistische Illusion, die individuell unkontrollierbare Bedürfnisse als Produktnachfrage rahmt und so Körperkulturen in Konsumkulturen transformiert (vgl. Baumann 2005). Körperdiskurse und Körperpolitik speisen ein Geschlechterwissen, das sich durch die Doppelaspektivität der Körperlichkeit als Leibsein und Körperhaben mit dem sozialisatorisch erworbenem subjektiven Wissen um Männer- und Frauenkörper verflechtet.

2.2.3.2. Raumverhältnisse der Geschlechterdifferenzierung

Die kulturelle Konfiguration von Materie und Symbolik sozialer Räume strukturiert das körperliche Erleben der Geschlechterdifferenz von Männern und Frauen. Für die räumliche Organisation sozialer Differenzierungen – das zeigen interaktionistische Geschlechterstudien – bieten sexuierbare kulturelle Zugehörigkeitsmarker (z.B. Armbanduhren), Körperformen und institutionelle Arrangements der Geschlechtersegregation (z.B. Männer- und Frauenberufe) unerschöpfliche Ressourcen zur „sozialen Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hirschauer 1996). Sie versehen die geschlechterhierarchische Verteilung von Zugangsrechten zu höher oder niedriger bewerteten Räumen, wie öffentlicher Produktions- und privater Reproduktionssphäre (vgl. Hausen 1976), mit Legitimität und Plausibilität. Das erklärt nun die Unterscheidung von Männer- und Frauenkörpern durch räumliche Differenzsetzungen. Weniger fokussiert werden damit aber die transsituativen und außerdiskursiven Effekte der kulturellen Formung der Körperlichkeit und ihr Einsatz als intentionales Ausdrucks- und Distinktionsmedium der Geschlechter. Die Somatisierung von Normen der Körper- und Sinnesbewegungen strukturiert den vorreflexiven Leib in seinem offenen Weltverhältnis, generiert also Regeln des körperlichen Geschlecht-Werdens, die sich tendenziell verselbstständigen. Die soziale Kontrolle des Körpers wendet sich in eine soziale Kontrolle durch den Leib, dessen eigenwillige Äußerungen Männer und Frauen auch unerwartet und nicht intentional auf ihr Geschlechtsein zurückwerfen.

Ergebnisse der Geschlechterforschung zu diesen 'eigensinnigen Strukturen' der Körperlichkeit von Frauen und Männern werden nachfolgend durch die Analysekategorien der Körperregionen und Körperverhältnisse kursorisch betrachtet. Beide Geschlechter werden einbezogen, da Männlichkeit nicht nur Praxis unter Männern und die (hierarchische) Abgrenzung von Frauen nicht nur modus operandi von Männlichkeit sondern auch ein Prinzip der männlichen Sozialisation ist. Historische Geschlechterstudien monieren zu Recht, die Geschlechtergeschichte sei von Männern geschrieben (vgl. Rosenhaft 1996). Es verwundert daher auch nicht, dass unser Körperwissen „vor allem ein Wissen über den weiblichen Körper“ (Meuser 2005a: 279) ist, dessen Rezeption ebenso für Männlichkeitsforschung unverzichtbar bleibt.

Körperregionen

Körperkonzepte und Körperformen prägen das subjektive Geschlechtsempfinden, indem sie Leibesinseln analog zur Wahrnehmung von Raum konfigurieren. Martina Löw (1997: 454) beschreibt, dass sich im 17. und 18. Jahrhundert die physikalisch-astronomische Definition von Raum und Körper als starrer und leerer „Behälter“ durchsetzte und in Zivilisations-, Disziplinierungs- und Individualisierungsprozessen als Alltagswissen gefestigt wurde: „Dressierte neue Körper entstanden, deren Öffnung man jederzeit verschlossen halten muss. Das räumlich-wissenschaftliche Denken des 17. und 18. Jahrhunderts lässt den Körper als kleinsten Raum entstehen – als Prototyp aller Räume. Diese neuen Körper werden unterschieden in Frauenkörper und Männerkörper.“ Da die Identifizierung und Bedeutungszuweisung körperlicher Geschlechtsdifferenzen häufig von Männern ausging, wurden Männerkörper als das Allgemein-Menschliche und Frauenkörper als das geschlechtlich Besondere aufgefasst, das es invasiv zu untersuchen galt (vgl. Honegger 1991, Laquer 1992). Die gesellschaftliche Thematisierung des Frauenkörpers über Organe und Ausflüsse (z.B. Gebärmutter und Menstruation) stellte für Frauen das Deutungsmuster eines innerlichen, bewegten und offenen Körperseins bereit, das symbolisch 'gefüllt' und 'gestaltet' werden kann (vgl. Helfferich 1994). Gegenüber der festen Etablierung der Gynäkologie ist eine Andrologie erst noch im Begriff der Entwicklung. So stehen für Männer bis auf die Abgrenzung vom Körperkonzept eines differenzierbaren und sich verändernden weiblichen Innenraumes bisher kaum Deutungsrahmen für ihr geschlechtliches Körpersein bereit. Zumindest nicht seitens der Medizin als moderne Wahrheitsinstanz des Körpers. Eignen sich Männer ihre Körperlichkeit durch polarisierende Abgrenzung von Frauenkörpern an, sind Enaktierungen von Verschlussheit und Kontrolle als Bewältigung der Spannung zwischen Leibsein und Körperhaben am ehesten zu erwarten.

Die Zerstückelung des Körpers in geschlechtsrelevante Regionen und daran ansetzende soziale Zwänge des Mann- und Frauseins wurde in soziologischen Transsexualitätsstudien herausgearbeitet (vgl. Hirschauer 1993, Lindemann 1993). Dessen zufolge entsteht das wechselseitige Bedeutungsverhältnis von Empfindungen und Körperformen durch Anerkennung und Einübung von Bewegungs- und Berührungsnormen im Rahmen von

Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit. „Die Leibesinsel Penis nimmt z.B. im Spüren nicht nur die Gestalt an, die einem sicht- und tastbaren Penis entspricht, sondern sie wird auch als Aufforderung erfahren, sich in erotischen Situationen gemäß dem im Penis als Körperform inkorporiertem Verhaltensprogramm zu betätigen.“ (Lindemann 1993: 287) Mit anderen Worten beschränkt sich Mann- und Frausein nicht auf Körperregionen, gerade weil Geschlecht in sozialisatorischen Körperpraxen wie Hygiene und Sexualität mit diesen identifiziert wird. Schließlich existieren geschlechtsrelevante Körperregionen nicht nur im Sex, sondern sind in ihrer Materialität 'immer mit dabei'. Sie erstarren im Körperkonzept des geschlossenen Behälters zwar zu stets verfügbaren Fluchtpunkten der geschlechtlichen Orientierung, müssen aber mit sich verändernden Empfindungen, Körperformen und Bewegungsmustern in einen kohärenten Bedeutungszusammenhang gebracht werden. Was Jaque Lacan (1978 orig. 1949) zunächst als „Spiegelstadium“ der frühen Kindheit ausmachte – die subjektive Zusammenfügung des fragmentarisch erlebten Körpers zu einem ganzen Objekt durch Identifizierung mit einem genormten und begehrten Bild des ganzen Körpers – ist also keineswegs altersbeschränkt, sondern ein Modus körperlicher und geschlechtlicher Sozialisation unter bestimmten gesellschaftshistorischen Bedingungen. Dass Männer und Frauen immer wieder auf Geschlechterstereotype zurückgreifen, erklärt sich daher auch durch die Leibgebundenheit ihrer Körperregionen. Mit dem Prozess der Zerstückelung und Zusammenfügung ihrer Leiber in abgeschlossene Behälter verschränken sie die Geschlechterdifferenz mit der Differenz des Eigenen und des Fremden. Das Erleben ihres Mann- und Frauseins begegnet ihnen dann wieder in Gestalt einer unüberschreitbaren Barriere zu einem undurchschaubaren Raum.

Körperverhältnisse

Die hierarchische Struktur des Geschlechterverhältnisses sedimentiert sich in geschlechtstypischen Formen der Körperbewegung. Dabei versteht sich, dass konkrete Männer und Frauen nicht auf Typen reduzierbar sind. Mit der Veröffentlichung des weiblichen Körperinnenraumes durch technologische Fortschritte der Medizin und daran anschließende Deklarationen des Fötus als ungeborenes Leben mit Menschenrechten

entstand ein Entzug rechtlicher Selbstbestimmung für Frauen (vgl. Duden 1991). Frauenkörpern kam neben medizinisch-pathologischer so auch justizielle Aufmerksamkeit zu, sie wurden zum 'Schlachtfeld' gesellschaftlicher Körperpolitik. Wenngleich die Frauenbewegung der 1970er Jahre die patriarchale Verfügungsmacht über Frauenkörper als Ort von Reproduktion und Natalität kritisierte, bestätigte sie dadurch erneut die kulturelle Assoziation von Weiblichkeit und Körperlichkeit (vgl. Meuser 2005a: 274, 280). Der polarisierenden Geschlechterlogik zufolge, wurden Männerkörper verborgen. „Gerade indem der männliche, weiße, heterosexuelle, bürgerliche Männerkörper nur noch als leeres Gefäß für Geist und Verstand erscheint, wird der Mann in der sozialen Wahrnehmung entkörperert.“ (Löw 2001: 217). Die gesellschaftliche Zentrierung auf Frauenkörper und die Verdeckung von Männerkörpern rahmte in Folge dessen auch die Entstehung geschlechtsdifferenter Bewegungsformen.

In ihrer Studie zum weiblichen Wurfverhalten rekonstruiert Iris Marion Young (1980) Körperverhältnisse unter den Bedingungen des hierarchischen Geschlechterverhältnisses im Industriekapitalismus. Die Identifizierung von Frauen mit der gesellschaftlichen Bezugnahme auf den Frauenkörper als öffentliches Ding führe zu erhöhter körperlicher Selbstaufmerksamkeit. Das entstehende Sorgeverhältnis um den individuellen Körper als Objekt, löse eine Art Perfektionsstreben aus, das Frauenkörper implizit als defizitär und dethematisierte Männerkörper als zugehörige Norm etabliere. Damit ginge zwar ein differenzierendes und kommunizierbares Wissen über die eigene Körperlichkeit einher, doch in der Uneinheitlichkeit mit sich könne der Körper nicht als Ausgangspunkt von Bewegungen erlebt werden, er würde gesellschaftlich als gehemmter Körper gerahmt. Auch aktuellere Studien zeichnen ein unverändertes Bild (vgl. Sobiech 1994; Günter 2008). Das prototypisch weibliche Körperverhältnis beschreiben sie als ein zentripetales, d.h. eine Wahrnehmung von sich und der Umgebung als ein 'auf sich zu', das freiheitliches Bewegen tendenziell einschränkt.

Soziale Praxen der Männlichkeit vermitteln hingegen nicht nur durch Abgrenzung zu Frauen ein externalisierendes Körperverhältnis (vgl. Böhnisch 2004). Meuser (2006) zeigt am Beispiel „riskanter Praktiken“ die Wirkung geschlechterhomogener Bewegungssettings auf involvierte Körper. Kampftrinken, Autobahnrasen und Hip-Hop-Battles seien typische Praxen männlicher Sozialisation, mit denen Männer ihre Körper als

Distinktionsmedium in homosozialen Wettbewerben riskieren, die habituelle Sicherheit spenden (vgl. Kap. 2.2.2). Das prototypisch männliche Körperverhältnis sei durch ein instrumentelles Leibsein gekennzeichnet und zentrifugal, als ein 'von sich weg', ausgerichtet.¹⁰ In der diskursiven Verdeckung des individuellen Männerkörpers und der „Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen“ (Meuser/ Döge 2001: 8) scheint dieser als Objekt und als praktisch zu bewältigendes Problem zweckgerichteter Handlungen auf. Die männliche Sozialisation stattet Männer mit einem Sicherheit spendenden Kollektivkörper aus, dessen Kehrseite der Verfügbarkeit die Verdeckung eigener körper- und geschlechtsbezogener Empfindungen zur Bedingung macht (vgl. Kap. 2.2.3).

Mit Körperverhältnissen und Zugriffsrechten im Machtverhältnis der Geschlechter verbundene Körperempfindungen reduzieren sich nicht nur auf Körperregionen, die gesellschaftliche Strukturierung von Bewegungsmöglichkeiten erfasst den Leib auch ganzheitlich. Das von Renate Ruhne (2002, 2011) beschriebene Unsicherheitsgefühl von Frauen im öffentlichen Raum mag vielmals aus Angst vor der Bedrohung des Eindringens in deren Körperraum (z.B. Vergewaltigung) resultieren. Es lässt sich auch grundlegender als Ausdruck der kulturellen Differenzachse von Verletzungsmächtigkeit und Verletzungsoffenheit interpretieren: „Das weibliche Geschlecht bezeichnet in unserem soziokulturellen Deutungssystem eine Gruppe, an deren Person, Leib und Leben die Konstruktion von Zugehörigkeit – eine existentielle Unterwerfung – vollzogen und erzeugt wird. Die Verfügbarkeit durch männliche Verletzungsmächtigkeit stellt Modi der Vergesellschaftung dar, die von alltagsweltlichen Situationen auf der Straße bis zu besonderen Ordnungsschüben, wie Kriegen, reichen können.“ (Wobbe 1994: 195) Die Durchsetzung des öffentlichen Raumes mit einer ungleichen Verteilung von Handlungs- und Definitionsmacht zwischen Männern und Frauen formt gewissermaßen ein zweigeschlechtliches Empfindungsprogramm sozialer Kontrolle, dessen (oft auch unfreiwilliges) Erleiden die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht leiblich-affektiv stabilisiert.

¹⁰ Böhnisch (2004) konzipiert diese Außenorientierung als psychischen Mechanismus und fokussiert damit die Bewusstseinsgehalte, auf die sich die Orientierung richtet. Für die Abwendung von verunsichernden Bewusstseinsgehalten mobilisiert er den psychoanalytischen Begriff der Abspaltung (vgl. Böhnisch 2004: 194).

2.2.3.3. Resümee: Entgrenzung und Körper

Der materielle Körper behält als Ausgangs- und Angriffspunkt von Vergesellschaftungsprozessen seinen Beweischarakter des Mann- und Frauseins und trotz darin allen Bemühungen der wissenschaftlichen Dekonstruktion, politischen Gleichstellung und medizintechnischen Angleichung. Diese kulturspezifischen Zugriffe zielen auf den Körper als Objekt und schießen damit an der leiblich-affektiven Konstruktion von Geschlecht über die Differenz des Eigenen und Fremden vorbei. Denn Männer und Frauen sind zwar ihr Geschlecht, haben es aber nicht unbedingt im Sinne reflexiv-instrumenteller Verfügbarkeit. Ihre Körperregionen und Körperverhältnisse sind über gesellschaftshistorische Formationen des Raumes vermittelt, die sich dem Einflussbereich individueller Kontrolle größtenteils entziehen. Im 21. Jahrhundert treibt der Kapitalismus die Entgrenzung von Räumen zu komplexen systemischen Gefügen voran (vgl. Böhnisch/ Lenz/ Schröder 2009: 112ff), so dass auch die Grenzen der Körperlichkeit den Freisetzungsprozessen unterliegen, dabei kommt es zu paradoxen Verschiebungen der Spannung zwischen Leibsein und Körperhaben. Weniger durch die Technisierung und Virtualisierung von Körpern hin zum körperlosen 'abstract worker' (vgl. Böhnisch 2003), als vielmehr durch die wertrationale Rahmung affektiver Selbstbezüge.

Mit dem Verlust der Äquivalenz von materiellen Raumgrenzen und sozialen Zugehörigkeiten, so Zygmunt Bauman (2005: 197ff) büße der Körper seinen normierten Zustandscharakter (z.B. Gesundheit) ein und materialisiere sich im subjektiven Empfinden (z.B. Fitness) immer wieder neu im Hier-und-Jetzt. Körperlichkeit beschränke sich nicht mehr auf ein gesellschaftlich reguliertes Mittel zum Zweck industrieller Produktion, sie gerate als Zielwert ganzer Industriezweige unter das ökonomische Diktat der Weiterentwicklung und des Wachstums. Die Norm des Körpers kenne keine inhaltliche Gestalt, sie reguliere den Verzicht auf Innehalten. Für die eigene Körperlichkeit seien daher kaum noch objektive und geteilte Orientierungsmuster wirksam, der autotelische Körperbezug erzwänge eine stets subjektive Bilanzierung und Ordnung, deren Ungewissheit lediglich im erneuten Konsum zugleich ausgelöscht und bestätigt werden könne. Mit Eva Illouz (2006) ließe sich von einem „emotionalen Kapitalismus“ sprechen, in dem Zugehörigkeiten als gefühlte Realität verhandelt und erkaufte werden.

Die generativen Regeln der Männlichkeit zur Reproduktion des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit beschränken sich keineswegs mehr auf interaktive Verhaltensmuster von Dominanz und Unterordnung, die Warenästhetik unserer Konsumgesellschaft fordert zunehmend Regeln subjektiven körperlichen Empfindens ein. Dass gerade die Produktionssphäre das instrumentelle Körperhaben durch Rückverweise auf das affektive Leibsein bricht, wirft Männer mit arbeitszentrierten Identitäts- und Männlichkeitsentwürfen stärker auf sich zurück und in Suchbewegungen hinein als zuvor (vgl. Kap. 2.1). Wenn Männer und Frauen sich leiblich-affektiv von ihrer Geschlechtszugehörigkeit durch Körperwissen überzeugen, dass sie zunehmend selbst herstellen müssen, nimmt einerseits der Bewältigungsdruck des Geschlechtseins zu, andererseits entstehen aber auch neue Möglichkeiten geschlechtlicher Differenzsetzung durch Raum und Körper.

2.4 Zivildienstleistende – junge Männer in offenen Übergängen

Der Zivildienst rahmt als Sozialisationsfeld Übergänge junger Männer, in denen sie mit zunehmenden gesellschaftlichen Umbrüchen des Zusammenhangs von Geschlecht und Arbeit konfrontiert sind.

Die Auflösung gesellschaftliche stabiler Grenzen zwischen öffentlicher Arbeitssphäre und privater Lebensführung führt zu neuen Ansprüchen an Arbeit im Sinne biographischer Orientierung und Sinnstiftung, so dass junge Erwachsene in ihrer Arbeitsorientierung eine Balance zwischen einerseits persönlicher Motivation und Bewältigung gesellschaftlicher Risiken und andererseits Wahlmöglichkeiten und Entscheidungszwängen herstellen müssen. Mit der Verlängerung von Ausbildungszeiten und der Entgrenzung von Arbeit und Jugend (vgl. Schröder 2004: 51) erleben Menschen im Alter von 18 bis 25 bzw. 30 Jahren die Ungleichzeitigkeit ökonomischer Unselbstständigkeit und soziokultureller Selbstständigkeit, verfügen dabei kaum über gesellschaftlich anerkannte Lebens- und Orientierungsmuster und eigensinnig gestaltbare kulturelle Räume, befinden sich also in einer offenen Lebenssituation (vgl. Böhnisch 2008: 206). Das junge Erwachsenenalter zeichnet sich durch die ambivalente Gleichzeitigkeit von Offenheit und Verwehrungen im Lebenslauf aus (vgl. Dörr 2008: 174). Der Strukturwandel

der Arbeitsgesellschaft konfrontiert junge Männer und Frauen mit sozialen Problemen der Arbeitswelt, wie Konsumzwang, Arbeitslosigkeit und Konkurrenzdruck, „[...] von denen sie eigentlich im traditionellen Modell des Jugendmatoriums ferngehalten sein sollten.“ (Schröder 2004: 23). Übergänge in Arbeits- und Erwachsenenwelt gestalten sich zunehmend individualisiert und je nach Lebensbereich (Familie, Arbeit etc.) in „eigenen Rhythmen und Logiken“ (Stauber/ Walther 2007: 35), so dass parallele Hin- und Herbewegungen zwischen Autonomie und Abhängigkeit entstehen und eine biographische Bewältigung herausfordern. Die gesellschaftliche Anforderung sozialer Integration wandelt sich vom Durchlaufen sozialisatorisch abgesicherter weil kontinuierlich aneinandergereiter Statuspassagen hin zur biographischen Herstellung von Kohärenz fragmentierter Lebensbereiche. Dieser Trend der Biographisierung kann sozialisationstheoretisch als Subjektseite des gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses (vgl. Beck/ Beck-Gernsheim 1994) gelesen werden: „Je unterschiedliche Biografien entwickeln sich vor dem Hintergrund der historisch gewordenen Struktur der Lebensalter, auf die sie sich im Lebenslauf – auch wenn sie sich von ihr immer wieder entfernen, sie umgehen oder ihre Grenzen durchbrechen – doch immer wieder beziehen müssen.“ (Böhnisch 2008: 75)

In dieser Konstellation gewinnen informelle Bildungsprozesse an Bedeutung, in denen individuelle, vielschichtige und widersprüchliche Erfahrungen und Voraussetzungen in Sozialisationskontexten ausgehandelt werden können und müssen (vgl. Tully/ Wahler 1994). Die klassischen Bildungsinstitutionen erweisen sich demgegenüber mit ihrer Ausrichtung auf Jugendmatorium, einseitige Wissensvermittlung und formale Qualifikation als zunehmend dysfunktional (vgl. Kreher 2007: 50ff). Linear angelegte Übergangsmodele und normative männliche und weibliche Lebensmuster verlieren an Verlässlichkeit und Realisierbarkeit, der Pluralisierung von Männlichkeitsbildern ('neuer Mann', 'sorgender Vater') stehen hingegen kaum stabile institutionelle Ermöglichungskontexte gegenüber. Dementsprechend steigt und verlängert sich der Rückgriff auf soziale Unterstützungsstrukturen wie Familie oder Freunde in biographischen Orientierungs- und Entscheidungsphasen, junge Erwachsene und ihr Beziehungsgeflecht stehen in einer „geteilten Übergangslage“ (Menz 2009: 243).

Die neokapitalistisch begründete Auflösung geschlechtsexklusiver Berufsfelder hat

zu einem Gleichstellungsmythos der Geschlechter geführt (vgl. Oechsle/ Geissler 1998), in dem der männlich rational und flexibel agierende 'abstract worker' als sozialisatorische Orientierungsfolie für Männer und Frauen fungiert (vgl. Kap. 2.2.2). Mit dem politischen Demokratisierungsanspruch im Geschlechterverhältnisses verliert die öffentliche Geschlechterordnung an Eindeutigkeit, so dass Erwerbsarbeit als institutionalisierter Männlichkeitsraum nicht mehr fraglos gegeben ist (vgl. Meuser 2005b: 51). Vielmehr sind auch Männer zunehmend mit Diskontinuierung, Prekarisierung und Parallelisierung von Arbeitskontexten konfrontiert, die aktivierungspolitisch gesteigerten Anforderungen an Flexibilität und Eigenverantwortung übersetzen sich dabei zugleich in Gestaltungsangebote von Männlichkeit und Weiblichkeit und in Erwartungen an die persönliche Verfügbarkeit (vgl. Böhnisch 2006: 276). Der Verlust von Dauerhaftigkeit, Eindeutigkeit und sozialer Bindungskraft der Beziehungen im Arbeitskontext fällt als privat zu bewältigende Konstellation besonders auf junge Erwachsene zurück, die vor der Aufgabe geschlechtlicher und arbeitsbezogener Orientierung und Sinnbildung stehen. Im Privaten konfundiert die Bewältigung der Arbeitsorientierung mit körperlich-emotionalen Entwicklungsaufgaben, was die subjektive Aneignung und den Umgang mit dem eigenen Leib als geschlechtlicher an die historische und soziale Konstruktion von Geschlecht im jeweiligen Arbeitsfeld bindet. Die widersprüchliche Konstellation struktureller Geschlechternivellierung bei immer noch existenten geschlechtsbezogenen Zuschreibungen und Wahrnehmungen zieht sich gerade durch die Übergangsbereiche von Körperlichkeit (vgl. Helfferich 1994; Hübner-Funk 2003) und Sexualität (vgl. Dannenbeck/ Stich 2002). Neben kollektiv verfügbaren Bewältigungsmustern kommen individualisierte und kontext- bzw. situationsspezifische Suchbewegungen auf, in deren Zuge andere Differenzkonstruktionen die Bedeutung der Zweigeschlechtlichkeit überlagern und relativieren können (vgl. Dausien/ Kelle 2005: 191). Zu den zentralen sozialisatorischen Bewältigungsprozessen im jungen Erwachsenenalter resümiert Schröer (2004: 51) „Sie sind immer weniger in ein Jugendmoratorium eingegrenzt und zeitlich und räumlich zu fixieren.“ Die entscheidende Bezugsgröße junger Erwachsener liegt vielmehr im biographisch angehäuften Potenzial (vgl. Hanses 2004; Hanses/ Homfeldt 2008; Marotzki 2000), dessen deutungsoffene Einsatzmöglichkeiten der notwendigen Flexibilität zum Mithalten und Sinnstiften gerecht werden.

Zusammenfassend sind junge Erwachsener in ihrer offenen Übergangssituation mit der Erosion institutionalisierter Normalität und dem Verlust sozialer Verlässlichkeit und Eindeutigkeit konfrontiert, Sozialisations- und Bewältigungsoptionen orientieren sich daher besonders in dieser Lebensphase strukturell erzwungener Zukunftsoffenheit an der biographischen Konstruktion ihrer selbst. Der Biographisierungsprozess führt zu einer gesteigerten Bedeutung, die persönlichen Entscheidungsfreiheiten und -zwänge auch nach außen darzustellen und zu begründen, zu einer „[...] Notwendigkeit von Selbstthematization im Hinblick auf die eigene Lebensplanung“ (Fischer/ Kohli 1987: 40). Für die Untersuchung des Zivildienstes hinsichtlich seiner sozialisatorischen und erfahrungsgebundenen Qualität eignen sich daher besonders ehemalige Zivildienstleistende im jungen Erwachsenenalter als Interviewpartner (vgl. Kap. 3). Diese Untersuchungsperspektive öffnet am Beispiel der Wehrpflicht zugleich den Blick für den individuellen biographischen Umgang mit einer strukturellen Bezugsgröße, die mehrere geschlechtsbezogene Sozialisationskontexte streift: Militär, Arbeit und Sorge.

2.5 Zivildienst als Feld männlicher Sozialisation

Der Zivildienst stand in der geschlechtlich relevanten Spannung von Militär und sorgender Arbeit. Zivildienstleistende treten und traten (Heute als 'Ehemalige') in ihrer biographischen Selbstkonstruktion auf struktureller Ebene der Auseinandersetzung mit Geschlecht als Sozialisationskontext gegenüber, damit korrespondieren explizite und daher reflexiv verfügbare Entscheidungen und Prozessabläufe, deren narrative Präsentation Einblick in geschlechtersozialisatorisch bedeutsame Erfahrungstrukturen ermöglicht. Bevor der empirische Teil diese näher untersucht, sensibilisiert dieses Kapitel für die geschlechterbezogene Qualität des Zivildienstes als Sozialisationsfeld.

Männlichkeit und Militär verbanden sich spätestens mit der Einführung der Wehrpflicht für alle jungen Männer deutscher Staatsangehörigkeit 1913/ 1914. In Anschluss an den theoretischen Rahmen institutionalisierten sich damit auch Verletzungsmacht und Raumergreifung geschlechtsexklusiv, das Militär wurde zu einer „Illusionsmaschine besonderer Art, die im wesentlichen das Konstrukt Männlichkeit produziert“ (Erdheim 1982: 63) und Männer mit der 'patriarchalen Dividende' ausstaffiert.

Der kulturellen Verknüpfung von Männlichkeit und Militär schenkte die Geschlechterforschung bis heute auch stets ihre Aufmerksamkeit (vgl. Apelt 2006, 2009, 2012), der erst 1961 eingeführte Zivildienst hingegen blieb Zeit seiner Existenz eine Forschungslücke (vgl. Tremel/ Cornelißen 2008; Ausnahme: Bartjes/ Bolay 1995; Bartjes 1996). Die erzwungene Wahlsituation der Wehrpflicht, zwischen Militär und Zivildienst, symbolisierte laut Bartjes (1996: 178) die Entscheidung zwischen zwei institutionellen Räumen der Konstruktion und Übermittlung von Männlichkeit, die sich kontradiktorisch unterscheiden. Steht die militärische Sozialisation für einen traditionellen Männlichkeitsentwurf, die Unterordnung und Ausgrenzung des Weiblichen und für die körperliche Disziplinierung hin zu Tapferkeit, Stärke, Emotionsabwehr und Kampfbereitschaft (vgl. Kliche 2004), kam dem Zivildienst für die Dauer seiner Existenz ein zwiespältiger Ruf zu, zwischen einem Ort für „Drückeberger“ und – spätestens im Zuge verstärkter Demokratisierung und Individualisierung – einem Kontext zur Entwicklung von Selbstständigkeit und zivilgesellschaftlichen Werthaltungen aber auch zur Distanzierung von der militärischer Konstruktion hegemonialer Männlichkeit (vgl. Tremel/ Cornelißen 2008; Lempp 2011).

Gesellschaftliche Konstruktionen von Sorgearbeit und das symbolische System der Zweigeschlechtlichkeit stehen ebenfalls in einem engen Wechselverhältnis (vgl. Bereswill/Ehlert 2010; Hagemann-White 1984). Der Assoziation von Weiblichkeit und Sorge liegt ein tradiertes Modell geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung zugrunde, das heute allerdings zahlreichen Transformations- und Entgrenzungsprozessen unterworfen ist (vgl. Böhnisch 2003). Mit dem Zugang von Frauen zu Bildung und Beruf wurden die Grenzziehungen in der „Dissoziation von Erwerbsarbeit und Familie“ (vgl. Hausen 1976) in die Erwerbsarbeitssphäre hineinverlagert, d.h. Erwerbsarbeit wurde „vergeschlechtlicht“ (vgl. Gildemeister/Robert 2008). Entlang der Steigerung der Frauenerwerbstätigkeit und der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses wird der ökonomisch gesellschaftliche Kern männlicher Normalbiographie brüchig, von einem komplementären Engagement der Männer im Bereich der (privaten) Reproduktionsarbeit ist jedoch kaum zu sprechen. Veränderte kulturelle Diskurse zur Vaterschaft in Öffentlichkeit und Politik führen zwar zu neuen Anforderungen an emotionale und fürsorgliche Einbindung und zu Wünschen nach intensiviertem Familienbezug im männlichen Lebenszusammenhang (vgl. King/ Flaake

2005). Der Zugang von Männern zur Sphäre sorgender Arbeit wird heute aber auch dadurch erschwert, dass die Arbeit in vielen Berufsfeldern so intensiviert und flexibilisiert ist, dass sie auch das Familienleben unter ihrem Diktat hält (vgl. Gottschall/Voß 2005; Böhnisch 2004). Im Zuge dieser Entwicklungen tritt in westlichen Gesellschaften ein dramatisches „care deficit“ (Ehrenreich/Russell Hochschild 2003: 8) zu Tage, das erhebliche gesellschaftliche Umstrukturierungs- und Anpassungsprozesse erfordert, die Dekonstruktionen der Zuschreibung von Geschlechterdifferenz in diesem Feld herausfordern.

Im Zivildienst als Bildungs- und Erfahrungsraum setzen sich junge Männer mit sorgender Arbeit auseinander (zumindest als Tätigkeitsoption in Behinderteneinrichtungen, Krankenhäusern, Altenheimen und Pflegediensten) und treffen so auf ein spannungsgeladenes Sozialisationsfeld. Sie werden damit konfrontiert, ihre Männlichkeit in und mit einem Kontext zu konstruieren, dessen historische wie aktuelle weibliche Vergeschlechtlichung sie mit Erfahrungsbereichen konfrontiert, zu denen im Rahmen männlicher Sozialisation kaum Alternativkontexte existieren (vgl. Böhnisch 2004). Die praktische Orientierung der jungen Männer im Zivildienst steht dabei insbesondere im Pflege- und Betreuungsbereich auf zugleich sicheren und unsicheren Beinen. Sie nehmen eine recht undefinierte Stellung im Personalgefüge ein, da sie trotz sich z.T. überschneidender Tätigkeiten mit professionellen Kräften auf eine hierarchisch niedrigere Position verwiesen sind. Ihre primäre Aufgabe besteht in der Integration in ein häufig unbekanntes Berufsfeld, das sich zudem in einer paradoxen Lage befindet. Die Gleichzeitigkeit von Rationalisierungstendenzen und -resistenzen in sozialen Dienstleistungen (vgl. Brückner 2001) verlangt jungen Männern beständig balancierende Handlungsorientierungen und Werthaltungen ab. Obwohl der Zivildienst dabei eine sicherheitsspendende gesetzlich verankerte homosoziale Männergemeinschaft bildet, wird diese handlungspraktisch in konkreten Arbeitssituationen aufgelöst. Zivildienstleistende müssen im Pflegekontext mit hierarchisch höher gestellten Frauen zusammenarbeiten und fürsorgliche Praxis als Anerkennungsgarant in ihre Denk- und Wahrnehmungsstrukturen integrieren. Entgegen tradiert männlich kodierten Bewältigungsmustern und Handlungsstrategien verlangt der feldspezifische Ethos fürsorglicher Praxis (vgl. Senghaas-Knobloch 2008) eine berührungsintensive,

emotionalisierende Auseinandersetzung mit Hilfebedürftigen. Für diese Verlangsamung einfordernden Interaktionen stehen den Zivildienstleistenden zwar keine professionellen Handlungsroutinen, aber institutionelle Handlungsfreiräume und zeitliche Ressourcen zur Bewältigung zur Verfügung. In ihrer Handlungspraxis sind sie aufgrund der gesetzlich fixierten Arbeitsmarktneutralität tendenziell von Ökonomisierungszwängen befreit, aber dennoch mit sozialer Ungleichheit im Geschlechterverhältnis konfrontiert. So entstehen für junge Männer Zeit und Raum für unvor(her)gesehene Spielräume und Anstöße von Gefühlen und (Selbst-)Reflexionen in einer biographisch zentralen Phase der Männlichkeitsentwicklung. Der skizzierte Verlust eines Jugendmoratoriums findet im Zivildienst und seinen paradoxen Anforderungen an die geschlechtliche Selbstpositionierung eine sozialisatorisch bedeutsame Ausnahme. Als arbeitgesellschaftliche Instanz konfrontiert er die jungen Männer zwar mit normativen Anforderungen, eröffnet ihnen jedoch auch immer wieder Mikro-Moratorien im Dienstalltag.

3 Methoden

3.1 Untersuchungsschwerpunkte und Forschungsfragen

Im Zivildienst konvergieren die im theoretischen Rahmen entfalteten Kerndimensionen männlicher Sozialisation in einem komprimierten Zeitabschnitt, die skizzierten Sozialisationsbedingungen machen den Zivildienst als Untersuchungsfeld der Geschlechter- und Männlichkeitsforschung in vielerlei Hinsicht attraktiv. Als lebenszeitlicher Ort steht er sich zwischen Arbeitswelt und Privatsphäre, gesellschaftliche Anforderungen und Dynamiken strahlen in ihn ein, zugleich ist er für individuelle Bewältigungs- und Orientierungsbewegungen offen. Zivildienstleistende befinden sich als (zumindest quantitativ) entscheidende Akteure des Feldes in einer biographisch bedeutsamen Lebensphase, in der Männlichkeit als Bewältigungs- und Konstruktionsmodus von Geschlechterdifferenzen neu aufbrechen kann. Vor dem Hintergrund der entwickelten Perspektive richtet sich der Untersuchungsschwerpunkt auf sozialisatorisch relevante Erfahrungen und Erfahrungsstrukturen im Zivildienst als Feld männlicher Sozialisation, zudem fragt sich, welche biographische Bedeutung die jungen Männer dem Zivildienst zuschreiben, wie sie ihn biographisch verorten und ob sie ihn mit anderen biographischen Entwicklungslinien verknüpfen.

Tremel und Cornelißen (2008: 40) weisen hinsichtlich der Verbindung von Profession und Geschlecht im Zivildienst u.a. folgende Fragen als bisher unbeantwortet aus: „Wodurch wird eine Auseinandersetzung der jungen Männer mit der eigenen Männlichkeit angestoßen? Wie stellen die Zivildienstleistenden selbst Männlichkeit in den verschiedenen Kontexten her? Welche Männlichkeitskonstruktionen werden von den jungen Männern im Zivildienst wahrgenommen, welche selber idealisiert?“

Den „Fixpunkt Wehrpflicht“ (vgl. Birckenbach 1985) können junge Männer als strukturelle Größe im Lebenslauf erwarten, er symbolisiert den ersten Berührungspunkt mit dem Sozialisationsfeld, zu dem sie sich mit einer biographisch wirksamen Entscheidung verhalten und positionieren müssen. Hier interessiert besonders, ob und wie die jungen Männer die mittlerweile als freie Wahl (vgl. Bartjes 1996) empfundene Situation in ihre geschlechtsbezogene Sozialisationsdynamik integrieren und inwiefern sie

sich in der Wehrpflichtentscheidung mit militärischen Männlichkeitsentwürfen auseinandersetzen.

In Anbetracht der skizzierten Bedeutung von Arbeit und Körperlichkeit für die geschlechterbezogene Sozialisation ist weiterhin interessant, wie Männlichkeit im jeweiligen organisationellen Kontext bzw. Tätigkeitsfeld aktualisiert und hergestellt wird. Gerade wie die Zivildienstleistenden im Feld sorgender Arbeit mit der Differenz zwischen eigenem und Berufsgeschlecht umgehen, wie sie das Verhältnis von Männlichkeit und Care aushandeln, gewährt Einblick in körperlich-emotionale Dimensionen männlicher Sozialisation.

3.2 Forschungsperspektive und Zugang zur Empirie

Diese Untersuchung ist als Unternehmen qualitativer Sozialforschung im interpretativen Paradigma verortet. Zentraler Ausgangspunkt ist die Prämisse der Perspektivgebundenheit sozialer Wirklichkeit und deren Konstitution durch wechselseitige Interpretationsleistungen sozialer Personen (vgl. Schütze 1971). Hier interessieren daher keine 'objektiven' Gegebenheiten im Sinne physikalisch-mathematisch messbarer Größen, sondern die Welt- und Selbstverhältnisse von Subjekten, ihre Perspektive auf sich und die Welt, die ihr Handeln, Denken und Fühlen sowie das anderer Personen als soziale Tatsachen nicht weniger objektiv beeinflussen (vgl. Durkheim 1895). Jede Sozialwissenschaft produziert daher mit ihrer Forschung Konstruktionen „zweiter Ordnung“, d.h. verstehende Rekonstruktionen sozialer Konstruktionen bzw. lebensweltgebundener Realität, die methodisch kontrolliert und intersubjektiv überprüft und überprüfbar sind (vgl. Lamnek 2010).

Die empirische Forschung kann dabei an kommunikative Praktiken des Alltags anknüpfen – z.B. das Gespräch, den Selbstbericht oder Beobachtungen. Sie eröffnet dadurch einen nicht-standardisierten Zugang zu subjektiven Sinngebungen und Relevanzsetzungen, der Selbstpräsentationen wesentlich weniger vorstrukturiert, als etwa Strategien quantitativer Forschung, deren Logik und Standards die wissenschaftliche Community 'künstlich' erarbeitete. Dadurch kommen nicht nur die expliziten Informationsgehalte der Selbstauskünfte in den Blick, sondern auch die damit verbundene

implizite Strukturierungsleistung der Informanten anstelle der Struktur der eigenen Untersuchungsanlage (vgl. Hitzler/ Honer 1997: 8f). Das setzt keineswegs die Forschenden als 'tabula rasa' als völlig unvoreingenommener RekonstruktionsarbeiterInnen voraus, doch aber eine abduktive Haltung: „Die Abduktion sucht angesichts überraschender Fakten nach einer sinnstiftenden Regel, nach einer möglicherweise gültigen bzw. passenden Erklärung, welche das überraschende an den Fakten beseitigt.“ (Reichertz 2003: 13). Ein exploratives Vorgehen fokussiert also nicht die Überprüfung bereits bestehender Erklärungsmodelle und Wissensbestände, sondern die Entdeckung neuer Zusammenhänge und Erkenntnisse im Forschungsfeld. Dies findet natürlich nicht im luftleeren Raum statt, vielmehr dienen theoretische Vorannahmen und ihre Explikation – in dieser Arbeit die entwickelten theoretischen Bezüge und Fragestellungen – als „sensibilisierende Konzepte“ (vgl. Kelle/ Kluge 1999: 27ff), die das untersuchte Phänomen stärker konturieren und dadurch unter einem bestimmten thematischen Blickwinkel verstehbar machen. Dies führt zum Gewinn einiger Deutungsmöglichkeiten bei gleichzeitigem Verlust anderer.

Der Gegenstand dieser Untersuchung, geschlechterbezogene Sozialisationserfahrungen im Zivildienst, macht diese Hin- und Herbewegung zwischen dem empirischen Material und theoretischen Bezugspunkten notwendig. Die soziale Vererbung von Geschlechterdifferenzen, d.h. Lernprozesse die zu Geschlechterdifferenzierung befähigen, findet in seltensten Fällen über die formale Vermittlung kanonischer Wissensbestände ab (vgl. Hagemann-White 1984). Männlichkeit als ein Konstruktionsmodus der Zweigeschlechtlichkeit ist ein praktisches und implizites Wissen, auf das Personen unbewusst zur lebensgeschichtlichen Organisation ihrer sozialisatorischen Erfahrungen zurückgreifen. Während Frauen (ihr) Geschlecht beinahe zwangsläufig biographisch thematisieren, sprechen Männer kaum darüber „[...] weder argumentativ noch narrativ.“ (Dausien 2001: 64; vgl. auch Scholz 2004). Den selbstbezogene Erzählmodus des Männlichen als das Allgemeine und die Verdeckung geschlechtsbezogener Besonderheiten im kulutrellen System der Zweigeschlechtlichkeit (vgl. Kap. 2), interpretieren Meuser und Behnke (1998) sogar als Konstitutivum moderner Männlichkeit.

Zugleich sind Personen aber auch in der bewussten Auseinandersetzung mit dem Thema Geschlecht im Alltag gefordert, bspw. im Rahmen politischer Diskurse, die explizites Wissen transportieren. Der Gleichberechtigungsdiskurs vermittelt dabei Geschlechterwissen und trägt zu einer „Kultur des Entgegenkommens“ (vgl. Volz/ Zulehner 2009) bei, aber auch zur Dethematisierung geschlechtlicher Differenzierungen und Machtverhältnisse (vgl. Wetterer 2007). Beide Wissensarten durchdringen sich wechselseitig, stehen aber auch oftmals unvermittelt nebeneinander. Was die Sozialwissenschaft generell als Diskrepanz zwischen Einstellung und Verhalten beschreibt (vgl. Lamnek 2010), unterstreicht die Geschlechterforschung gerade im Bezug auf Wissensformen und ihrer Reproduktion im Forschungszusammenhang (vgl. Kaufmann 1994). Diese Untersuchung steuert beide Ebenen durch die Kombination des narrativ-aufgeklärten Interviews (vgl. Lenz 1986: 144ff) und der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung (vgl. Alheit/ von Felden 2009; Marotzki 1999) an, so dass die subjektiven Relevanzsetzungen und verdeckt wirksamen Strukturien des Geschlechtersystems ebenso zugänglich sind, wie explizites Geschlechterwissen. Das ermöglicht ihre wechselseitige Bezugssetzung aber auch Widersprüche herauszuarbeiten.

In der Untersuchung männlicher Sozialisation im Zivildienst besteht notwendigerweise die Gefahr der Reifizierung von Geschlechterdifferenzen durch eine geschlechtsbezogene Vorauswahl der Interviewpartner (vgl. Gildemeister/ Wetterer 1992). Nur Männer konnten Zivildienst leisten, das forschungspraktische Anknüpfen an die Klassifikation der Zweigeschlechtlichkeit war daher in diesem Forschungsfeld unumgänglich. Dieser Einschränkung ließ sich durch drei Strategien begegnen.

Erstens bieten die vorgestellten Männlichkeitskonzepte einen theoretisch-empirischen Reflexionshintergrund für das vorliegende empirische Material. Das ermöglicht zumindest die Identifikation von Verdeckungszusammenhängen und ihrer Funktion in den Selbstpräsentationen und in der Interaktion mit dem Interviewer oder der Interviewerin. In der Interviewsituation sind Geschlechtereffekte vorprogrammiert, da sich Interviewende und interviewte Person auf Geschlecht als soziales Klassifikationssystem beziehen. Forschungsergebnisse dazu sind jedoch nicht eindeutig: Während Befragte einer Frau als Interviewerin tendenziell emotionale Kompetenz zuschreiben und damit das Sprechen über Probleme und Gefühle für sich legitimieren

(vgl. Behnke/ Meuser 1998), beobachtet Scholz (2004: 240f) ähnliche Effekte bei befragten Männern nur mit anderen Männern als Interviewer, den weiblichen Interviewerinnen präsentierten die Männer in ihrer Untersuchung wesentlich knappere Lebensgeschichten. Die nötige Sensibilität erstreckt sich daher auch auf geschlechtsspezifische Eigenheiten des Erzählens, wie die Dethematisierung und Rationalisierung von emotional bedeutsamen und leibgebundenen Erfahrungen. Besonders der Reflexionshintergrund der Leiblichkeit öffnet für Sozialisationsforschung ähnlich wie die Psychoanalyse einen „[...] methodischen Zugang zu der Geschichte unterdrückter Bedürfnisse.“ (Hagemann-White 1979: 65)

Zweitens variierten die Dienststellen und Tätigkeitsfelder so stark, bspw. Bauhof oder Kindergarten, dass Geschlecht in sehr unterschiedlichen Bedeutungszusammenhängen aufscheint. Der analytische Einbezug und die Kontrastierung heterogener Fälle zieht eine weitere Reflexionsebene in den Forschungsprozess ein.

Drittens sprechen die jungen Männer über Erfahrungen der Freisetzung und Wiederherstellung von Männlichkeit. Darin legen sie Konstruktionsprozesse von Geschlechterdifferenzen offen, so dass ihre subjektiven Theorien über Geschlecht die Forschungsergebnisse nicht automatisch vorstrukturieren, sondern der Reflexion zugänglich bleiben. Diese Untersuchung zielt zudem nicht auf Hypothesenbestätigung oder -widerlegung, vielmehr interessieren die Sinnsetzungen der jungen Männer und ihre männlichkeitstheoretische Ausdeutung.

Vor dem Hintergrund der formulierten Forschungsfragen, ihrer theoretische Herleitung und der bisherigen methodischen Vorbetrachtung ist die Wahl eines Zugangs zu den jungen Männern über Biographie als „internalisiertes Handlungs- und Planungspotential des modernen Individuums“ (Alheit 2003: 25) sinnvoll. Die Biographieforschung greift zur Untersuchung von Subjekt und Gesellschaft auf die soziale Institution der Biographie zurück (vgl. Kohli 1985) und reagiert damit auf die Sozialisationsweise moderner Gesellschaften in zeitlichen Ablaufmustern, die sich an der Struktur des Lebenslaufs orientieren. Die Bedingungen ihrer Hervorbringung sind also immer an spezifische historisch-gesellschaftliche Kontexte gebunden (vgl. Dausien 1996), die sich wiederum in individuellen Biographien als Strukturierungsfolie spiegeln. Junge

Männer stehen bspw. unter dem strukturellen Zwang eine männliche Biographie als Sozialisationsprodukt darzustellen, um sich aus der Gegenwart heraus durch Rückgriff auf Vergangenes und auf Zukünftiges in einer nach Geschlecht unterscheidenden und hierarchisierten Gesellschaft zu verorten. Der Biographieansatz eignet sich daher besonders zur Untersuchung von Männlichkeit als kultureller Modus der Geschlechterkonstruktion. Sozialisatorisch relevante Erfahrungen können in Abhängigkeit ihrer individuell zeitlichen Anordnung und ihrer institutionellen Kontextualisierung abgebildet werden, es geht darum, wie gesellschaftliche Geschlechterordnungen in individuelle Biographien eingebaut sind und wie Subjekte sie zur Sinnstiftung nutzen aber auch, welche Handlungsspielräume und Gestaltungsoffenheiten bestehen.

Zusätzlich eröffnen sich durch den Prozess des Erzählens auch Strukturen der Erfahrungsverarbeitung, d.h. Strategien der Rahmung und Bedeutungszuweisung von Erfahrungen. Diese sind in Biographien in doppelter Weise reflexiv organisiert (vgl. Dausien 2006: 36f): Subjekte eignen sich ihre Erfahrungen stets vor dem Hintergrund bereits bestehender Sinnstrukturen an, die sich durch neue Erfahrungen aber auch verändern. Eine weitere Reflexivitätsebene entsteht durch die Möglichkeit der Distanzierung zur eigenen Biographie, die sich in Bilanzierungen einzelner Erfahrungen aber auch ganzer Lebensabschnitte äußert.¹¹ Daher können sozialisatorische Erfahrungen aus dem Zivildienst erst durch ihre Verknüpfung mit anderen Erfahrungen und Lebensbereichen an biographischer Relevanz gewinnen. Die Befragung konzentrierte sich dementsprechend auf Männer, deren Zivildienst bereits fünf bis sechs Jahre zurück lag.

3.3 Operationalisierung und Auswertung

Die Biographieforschung stellt verschiedene forschungspraktische Umsetzungsoptionen ihres Programms zur Verfügung (vgl. Dausien 2006), für die Erforschung von

11

Mit diesem Argument positioniere ich mich gegen die „Homologietheese“ von Fritz Schütze (1984: 77ff), der von einer Entsprechung der Erfahrungskonstitution und Erzählstruktur ausgeht. Hier ist es lediglich möglich auf diese nach wie vor kontroverse Theoriedebatte zu verweisen (vgl. Dausien 1996; Rosenthal 1995). Die bedeutsame Grenze der Biographieforschung liegt ungeachtet dieser Positionierung darin, keine körperlichen Praxen im Sinne objektiver Ereignisabläufe untersuchen zu können. Die Reichweite der Aussage zielt somit auf subjektive Repräsentationen und Verarbeitungsstrukturen von gesellschaftlich vorstrukturierten aber auch selbst beeinflussten Gegebenheiten.

Sozialisationserfahrungen eignet sich besonders das biographisch-narrative Interview (vgl. Schütze 1977; Dausien 1996; Fischer-Rosenthal/ Rosenthal 1997) aber auch Formen des themenzentriert-narrativen Interviews (vgl. Witzel 2000; Lenz 1986). Beide Verfahren sind in ihren Abläufen gut dokumentiert, hier geht es lediglich um die Diskussion von für die Untersuchung relevanten Grundannahmen und feldspezifisch notwendigen Abweichungen und Erweiterungen.

Ziel der Methode des biographisch-narrativen Interviews zur Datenerhebung ist die Generierung einer Stehgreiferzählung der eigenen Lebensgeschichte, die offen für eigene Relevanzsetzungen der interviewten Personen ist. Ihnen ist die Auswahl bedeutungsvoller Erfahrung überlassen, Einschränkungen durch themenspezifische Fragestellungen der interviewenden Person sollen nach Möglichkeit ausbleiben. Die interviewten Personen sehen sich in der Befragungssituation durch Zugzwänge des Erzählens (vgl. Schütze 1977) konfrontiert, d.h. den Gestaltschließungs-, Detaillierungs-, und Kondensierungszwang. Die einmal begonnene Geschichte muss auf Grund ihrer zeitlichen Strukturierung und den Situationserfordernissen ein Ende finden, gleichzeitig ist die Raffung und Dehnung der erlebten Zeit durch Beschränkung auf bestimmte Erzählepisoden nötig, um den Rahmen des Interviews nicht zu sprengen und dennoch eine sinnhaft nachvollziehbare Lebensgeschichte (für die interviewende Person und sich selbst) zu erzählen. Dabei streifen die Befragten verschiedene Erfahrungskontexte und organisieren ihre Erfahrungen in ihrer eigensinnigen Logik, durch die Selbstläufigkeit der Erzählung sprechen die interviewten Personen auch bedeutsame Erfahrungen an, die sie unter anderen Umständen nicht bewusst zur Selbstpräsentation auswählen. Die interviewten jungen Männer sprachen auch über emotional schwierige Erfahrungen, die sie im Alltag und in anderen Gesprächssituationen vermutlich verschweigen oder herunterspielen würden.

Die Perspektive auf Geschlechtereffekte in der Interviewsituation entwickelte sich erst nach der Erfindung des biographisch-narrativen Interviews im Zuge der zweiten Frauenbewegung und der feministisch inspirierten Frauen- und Geschlechterforschung. In Bezug auf die Untersuchungsfragen und den theoretisch beschriebenen Geschlechterdynamiken ist daher eine Modifikation der Erhebungsmethode sinnvoll. Verschiedene Studien der Männlichkeitsforschung berichten von der Verdeckung und

Dethematisierung bestimmter Lebensbereiche durch Männer bei einer Befragung im selbstgesteuert narrativen Format (vgl. Scholz 2004; Kreher 2007; Lempp 2011). Bei Nachfragen tauchten aber plötzlich Erzählungen über Familie, Beziehungen und Empfindungen auf, denen einerseits die Männer selbstreflexiv eine große biographische Bedeutung zusprachen und andererseits auch die ForscherInnen. In der Rekonstruktion der biographischen Erfahrungsaufschichtung ließen sich erst durch ihren Einbezug bestimmte Bedeutungszusammenhänge, Handlungsorientierungen und Bewältigungsstrategien schlüssig erklären. Um beides ernstzunehmen, setzen sich die Interviews mit den jungen Männern aus einer biographisch-narrativen Einstiegsfrage zusammen und einem themenzentriert-narrativen Nachfrageteil zusammen, der nicht nur zur Detaillierung erzählter oder übergangener Lebensphasen anregt, auf strukturelle Momente im Zivildienst abzielt. Die Art der Fragestellung lehnt sich hier an die des problemzentrierten Interviews (vgl. Witzel 2000) und des aufgeklärt-narrativen Interviews (vgl. Lenz 1968: 144ff) an.

Für die Interviewsituation wurde auf die Herstellung einer möglichst selbststrukturierten und offenen Atmosphäre geachtet, bpsw. durch vorherige Kontaktaufnahme, Darlegung des Forschungsinteresses etc. (vgl. Lamnek 2010; Rosenthal 1995). Es schloss sich folgende Erzählaufforderung an:

„Du hast vor mehreren Jahren Zivildienst gemacht. Mich interessieren Deine Erfahrungen dort, aber auch, was du sonst erlebt hast, wie du aufgewachsen bist, was du nach dem Zivildienst gemacht hast. Deshalb möchte ich, dass du mir dein Leben so ausführlich wie möglich erzählst. Erzähle Dinge und Ereignisse, die für Dich im Leben wichtig waren. Ich werde zuhören und Dich nicht unterbrechen.“

Der Doppelorientierung der Fragestellung begegneten die jungen Männer häufig (aber nicht immer) durch eine Raffung ihres erzählten Lebens bis zum Zivildienst und einer Orientierung am institutionellen Ablaufschema. Mindestens zwei Erklärungsmöglichkeiten begründen dieses Erzählmuster im Sample. Zum einen ist eine Orientierung an der kulturellen Grammatik männlichen Erzählens (vgl. Scholz 2004) ersichtlich (kurz, zielgerichtet, funktionsorientiert, institutionsgebunden, personenarm), zum anderen entsprachen die jungen Männer auch der Relevanzsetzung innerhalb der Fragestellung

und richteten ihre Erzählung danach aus. Dieser Effekt lässt sich möglicherweise durch die Darlegung des Forschungsinteresses vor der Interviewsituation und den Verzicht auf das Untersuchungsthema in der Erzählaufforderung vermeiden, einige junge Männer sprachen vor dem Interview aber bereits über den Zivildienst und fokussierten sich selbst darauf. Dem könnte eine intensivere Auseinandersetzung mit der interviewten Person über den Sinn biographisch-narrativer Interviews vorbeugen, sie aber auch von der Teilnahme abschrecken.

Die Fragen des offenen Leitfadens richteten sich auf vorher festgelegte Themenkomplexe, auch auf 'schwierige' Erfahrungen. Die biographische Erzählung ist eine intensive Selbstoffenbarung, daher stellt sich im Verlauf des Interviews nahezu zwangsweise eine Vertrauensbeziehung zur interviewenden Person her, teilweise mit therapeutischer Qualität. Das Interview schafft erst eine wichtige Voraussetzung für intime Erzählungen, die im Anschluss durch Nachfragen zu Tage treten.

2. Nachfragen zum Zivildienst

- ⌚ Motive/Motivation für die Entscheidung für den Zivildienst, für die Stelle
- ⌚ Gefühl am Anfang des Zivildiensts, Situationsbeschreibung
- ⌚ Tätigkeiten und deren Anforderungen, Vorbereitung darauf
- ⌚ Rahmenbedingungen/Interaktionen/Einbindung in der Dienststelle/Arbeitsklima
- ⌚ Anerkennung (durch Einrichtung, durch KollegInnen, durch KlientInnen usw.)
- ⌚ Thema Mann-Sein: Gibt es Reaktionen auf dich/Äußerungen zu dir als Mann, spielte das eine Rolle, erinnerst du dich an eine Situation, wo Mann-Sein eine Bedeutung hatte? Wie war es, in einem weiblich geprägten Arbeitsfeld tätig zu sein?
- ⌚ Was waren wichtige Erfahrungen/Situationen für dich im Zivildienst? Damals/im Rückblick?
- ⌚ Selbstwert, gab es eine Situation, bei der Du stolz warst?
- ⌚ Was war die schlimmste/schönste Situation im Zivildienst?
- ⌚ Was hast du aus dem Zivildienst mitgenommen? Wann erinnerst du dich heute an ihn? Wo kommt er zur Sprache? In welchem Zusammenhang, in welchen Situationen denkst Du heute an den Zivildienst zurück?
- ⌚ Was hast Du durch den Zivildienst gelernt? Wie hat er Dich beeinflusst (Beziehungsgestaltung, Normen/Werte, Freizeit/Interessen/Freundeskreis, Beruf, Rollenverständnis)?

3. Bilanzierung:

- ⌚ Welche Bedeutung hat die Zeit des Zivildiensts in Deinem Leben?
- ⌚ Mit welcher Entscheidung, die Du bis heute getroffen hast, lässt sich die Entscheidung für den Zivildienst vergleichen?
- ⌚ Würden Du anderen raten Zivildienst zu leisten? Warum (nicht)? Was hältst Du von einem sozialen Pflichtjahr für alle?

Nach den Interviews wurden Feldnotizen festgehalten und genau wie erhobene soziodemographische Daten, wenn nötig und hilfreich, in den Auswertungsprozess einbezogen

Fallübergreifende Erfahrungskontexte männlicher Sozialisation im Zivildienst ließen sich durch das themenzentriert-komparative Auswertungsverfahren (Lenz 1986) aufschließen. Angelehnt an den Codiervorgang der Grounded Theory (Strauss/ Corbin 1996), identifizierten wir nach einem systematischen Überblick über das empirische Material in Anlehnung an den Leitfaden erste relevante Themenkomplexe, eigene Relevanzsetzungen der jungen Männer erweiterten das Kategoriensystem und differenzierten es aus.¹² Die Kategorienbildung wurde also als offenes und zirkuläres Verfahren gehandhabt, was bedeutet, dass wir unerwartete Inhalte und Motive aus dem Material heraushoben (vgl. Kelle/ Kluge 1999). Das Kategoriensystem wurde somit sukzessive modifiziert, durch empirisch gehaltvolle Subkategorien konkretisiert und fallübergreifend ausgebaut, um eine Struktur aus dem Material heraus zu entwickeln (vgl. Witzel 2000, Mayring/ Brunner 2008). Die Aufbereitung und Verwaltung des Textmaterials erfolgte u.a. mit Hilfe des Softwareprogramms MaxQDA. Genanntes Programm ist insbesondere zur Unterstützung kategorienbasierter Auswertungsprozesse geeignet, darüber hinaus effektiviert es die Verknüpfung weiterer Arbeitsschritte (vgl. u.a. Kuckartz/ Grundenberg 2010; Witzel 2000). In dieser Arbeit stelle ich an die Querauswertung anknüpfend im ersten Empirieteil fallübergreifende Kontexte geschlechterbezogener Sozialisationserfahrungen vor.

Im Zuge der Analyse zeichnete ab, dass die jungen Männer ihre Erfahrungen im Zivildienst größtenteils in zwei Logiken organisierten, einerseits als Grenz- und Differenzenerfahrungen und andererseits als Verantwortungsübernahme. Eine dieser Erfahrungsstrukturen zeichne ich in der Rekonstruktion eines Einzelfalls nach.¹³ Die Auswahl des Einzelfalls „Theo“ begründet sich erstens in seinem idealtypischen Charakter,

¹² Der Forschungsprozess fand im Rahmen eines mehrjährigen Forschungsprojektes am Institut für Sozialpädagogik der TU Dresden statt. Die Interviews wurden auch von Studierenden im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes erhoben, so dass verschiedene Geschlechterarrangements der Interviews die Analyse im Sinne einer Vergleichsdimension bereicherten. Ein Dank gilt an dieser Stelle Theresa Lempp und Michael Köckeritz, für den bereichernden Prozess im Forschungsteam. Theresa Lempp sei besonders gedankt, für die genialen gemeinsamen Interpretationsstunden und ihre ernsthafte Unterstützung und Begleitung.

¹³ Hier danke ich nochmals Theresa Lempp für die tolle Zeit mit „Theo“.

viele Erfahrungskontexte und -strukturen kann er exemplarisch verdeutlichen, zweitens in der Inspiration seiner Eigensinnigkeit für Männlichkeitstheoretische Ableitungen. Die Einzelfallanalyse orientiert sich in ihrer sequenziellen Analyse und Differenzierung von Textsorten und -themen an der Methode von Gabriele Rosenthal (ausführlich vgl. 1995; Fischer-Rosenthal/ Rosenthal 1997). Aufmerksamkeit richtet sich insbesondere auf die Eingangserzählung, in der sich bereits biographische Konstruktionsprinzipien abzeichnen (vgl. Hanses 1996). Statt einer strukturellen Beschreibung des kompletten Interviewmaterials richtet sich die Rekonstruktion hier auf gezielt ausgewählte Kernstellen, in denen sich inhaltliche und strukturelle Aspekte der biographischen Erzählung verdichten – sie bilden zugleich die Struktur für die Einzelfallrekonstruktion.

Überraschender Weise brachen die jungen Männer ihre Erzählungen unabhängig vom Geschlecht der befragenden Person immer wieder aktiv ab, entgegen den Zugzwängen des Erzählens wichen sie auf theoretisierende Argumentationen und Beschreibungen aus. Während Schütze (1977) diese Textsorten aussortiert, bezieht die Einzelfallanalyse von „Theo“ sie dezidiert ein. Viele junge Männer griffen auf diese verallgemeinernden Textsorten zurück, um sich in der Interviewsituation als 'modernisierter Mann' zu präsentieren, verstrickten sich jedoch in ihren Nivellierungsbemühungen, in denen ihre Unsicherheit und Orientierungsbewegungen aufscheinen. Erst durch die Kontrastierung von narrativen Erzählungen, nicht-narrativen Passagen und Männlichkeitstheorie lassen sich diese Verdeckungszusammenhänge und ihre biographische Funktion aufdecken.

4 Erfahrungskontexte von Geschlecht und Männlichkeit im Zivildienst

Männlichkeit verbinden die jungen Männer in ihren Selbstthematizierungen mit vielen anderen Kontexten, die erzählten Bedeutungszusammenhänge zur Kategorie Geschlecht spielen gerade durch diese Verflechtungen und Verdeckung eine subtile Rolle. Weder von Anderen, noch von den jungen Männern selbst hinterfragt, wird der Kategorie Geschlecht bzw. dem Mann-Sein mit einer Selbstverständlichkeit begegnet, die stattgefundene Erweiterungen von Männlichkeit oftmals überlagert. Geschlechtsklassifikationen und daran ansetzende Argumentationen und Beschreibungen sind integraler Teil des Alltagslebens, daher setzen Interviewte sie in ihren Erzählungen in der Regel unbewusst ein, sie lassen sich entsprechend nur schwer explizit abfragen. Diesbezüglich bietet ein qualitativer Zugang den entscheidenden Vorteil, dass nicht nur untersucht wird, was die ehemaligen Zivildienstleistenden bezogen auf 'Geschlecht' äußern, sondern auch wie sie davon erzählen. Dies eröffnet einen Blick auf Veränderungen von Männlichkeit bzw. Mann-Sein, die auf der Ebene latenter Strukturen liegen, d.h. deren Thematisierung nicht in expliziter Form erfolgt. Dennoch wurden im Interviewleitfaden explizit Fragen zum Thema Mann-Sein im Zivildienst integriert, um bei der Auswertung unbewusste Deutungsmuster mit reflexiv eingesetzten in Kontrast setzen zu können (vgl. Kap. 3).

Die Analyse zeigte dabei eindringlich, dass sich der eine oder andere 'Typ Mann' (z.B. der „neue Mann“ oder der „traditionelle Mann“) nicht abzeichnete. Die jungen Männer des Samples changieren in diesem Sinne auch nicht zwischen verschiedenen Männlichkeiten, sondern reagieren in verschiedenen Situationen mit je einer eigensinnigen Episode ihrer Geschlechtlichkeit und erlangen dabei ein situationspezifisches Wissen darüber, was es in dem jeweiligen Moment bedeutet, ein Mann zu sein. Wie bereits Heintz (2001) herausgearbeitet hat, stellt die Geschlechterdifferenz „kein einheitliches Ordnungsprinzip“ mehr dar, sondern wird „interaktiv oder über verdeckte und vordergründig geschlechtsneutrale Arrangements erzeugt“ (ebd. S. 15f.). Abhängig von der Art der organisationellen Einbindung funktionalisieren die meisten Zivildienstleistenden ihre Tätigkeitserfolge für einen Vergleich mit anderen InteraktionsteilnehmerInnen, um sich im Verhältnis zu diesen als über-, untergeordnet, gleichwertig oder ausgegrenzt zu positionieren. Diese Struktur der Männlichkeitskonstruktion, die Männer im Wettbewerb

aneinander bindet, beschreibt Connell in seinem Konzept der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Kap. 2.2.1). Die Handlungsorientierungen der (jungen) Männer, die am effektivsten Anerkennung produzieren, avancieren so zu einer Leitvorstellung für andere (junge) Männer. Je nach Tätigkeitsfeld unterscheiden sich diese jedoch inhaltlich und generieren so eine jeweils eigene männliche Hegemonie (vgl. Scholz 2004), eine Orientierungsstruktur für die jungen Männer. Dass diese Elemente der Männlichkeitskonstruktion nicht in jedem Fall eingesetzt werden (können), kennzeichnet den Zivildienst als ein Sozialisationsfeld, das einen eigensinnigen Umgang mit dem Mann-Sein ermöglicht. Der Zivildienst wird so zu einem Kontext, in dem die Zivildienstleistenden Männlichkeit sehr individuell – also unterschiedlich und mit ihrem bisherigen Mann-Sein verschränkt oder gebrochen – herstellen. Auf den 'zweiten Blick' ist deutlich erkennbar, dass der Zivildienst ganz bestimmte Entwicklungen und Erweiterungen von Männlichkeit bewirkt. Um diese fallübergreifende Struktur sozialisatorischer Erfahrungen mit der Geschlechterordnung geht es nun.

4.1 Aktualisierung der Zweigeschlechtlichkeit

Im Folgenden soll deutlich gemacht werden, in welchen Momenten sich den jungen Männern im Zusammenhang mit dem Zivildienst das Thema 'Geschlecht' aufdrängt. Dabei wird unterschieden, inwiefern die Interviewten sich zum einen auf einer diskursiven Ebene mit dieser Thematik generell und zum anderen mit der eigenen Geschlechtlichkeit im speziellen auseinandersetzen. Anleitend für den folgenden Abschnitt ist also die Frage, wann 'das Geschlecht' wie auftaucht und für die Zivildienstleistenden so wichtig wird, dass sie sich damit auseinandersetzen. Als zentrale Aktualisierungskontexte der Zweigeschlechtlichkeit und damit auch des Mannseins der Zivildienstleistenden, ließen sich auf drei Ebenen vier Kategorien herausarbeiten, die nachstehend ausgeführt werden:

- Diskursebene: - Verschränkung von Wehrpflicht mit Geschlechtergerechtigkeit
- Institutionsebene: - geschlechtsdifferente Arbeitsteilung
- Interaktionsebene: - Rekurs auf körperliche Differenzen
- leibliche Konfrontation mit Hilflosigkeit von Männern

4.1.1 Diskursebene: Der Zivildienst im Gleichheitsdiskurs der Geschlechter

In den Interviews kristallisierte sich heraus, dass die jungen Männer den Zivildienst vordergründig unter dem Aspekt der Geschlechtergerechtigkeit bewerten und ihnen unter anderem dadurch die Bedeutung des eigenen Geschlechts bewusst wird.

Durch die Auseinandersetzung mit der Exklusivität des Zivildienstes für Männer im Zusammenhang mit der Frage nach einem „sozialen Pflichtjahr“, entsteht ein Konflikt zwischen einerseits der gesellschaftlich und diskursiv geforderten Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau und andererseits der Ausgrenzung von Frauen aus dem Zivildienst. Dieser Konflikt wird mit Männlichkeit in Verbindung gesetzt:

*R.: „Freiwilliges Pflichtj-, äh, freiwilliges Pflichtjahr ja ((unverständliches Murmeln und lachen beide)) äh, soziales Jahr für alle, also Gleichberechtigung für Mann und Frau- (2 sec), hab ich mir noch nicht so Gedanken drüber gemacht, wäre vielleicht ganz gut, dass das alle machen- (3 sec), wens überhaupt soviel Bedarf gibt, ich weiß gar nicht, wie der Bedarf ist, gibt ja da irgendwie Pflegeberufe, die das ja sowieso machen- in der Gleichberechtigung wärs eigentlich sinnvoll, dass alle das machen, dann müssten aber auch alle zur Bundeswehr gehen, da gibts natürlich die Wahl, wenn man-, also für die Männer nich, aber für die Frauen schon, ob ses machen oder nich, dann stimmt da die Gleichberechtigung natürlich wieder nicht.“
(Bertram, Z. 641-651)*

Bertram verfolgt in seiner Antwort wie die meisten jungen Männer eine zweigleisige Argumentation. Die diskursiv geforderte Gleichberechtigung wird auf der Oberfläche in ihrer abstrakten Form primär bejaht. Anschließend wird aber die Exklusion von Frauen aus dem Zivildienst gerechtfertigt. Dabei aktiviert der Interviewte einerseits sein stereotypes Wissen über geschlechtsspezifische Berufswahlprozesse und attestiert Frauen ausreichend anderweitige Möglichkeiten der Erfahrungsqualität als Zivildienst. Gleichzeitig wird der als unangenehm empfundene Zwangscharakter der nur für Männer bestehenden Wehrpflichtentscheidung von Bertram dazu eingesetzt, den potentiellen Zugang zum Zivildienst für Frauen fiktiv zu erschweren. Auf diese Weise reklamiert er den Zivildienst implizit als männliche Domäne.

Auch an anderer Stelle wird die Bedeutung des Zivildienstes, der biographisch und praktisch zum Teil der Erfahrung des eigenen Mann-Seins geworden ist, deutlich. Die folgenden zwei Kontrastfälle zeigen, dass die Art der Thematisierung auf einem breiten Kontinuum, von Exklusion von Frauen bis zur Parteilichkeit für sie, liegt:

„Und mit Frauen muss ich sagen, äh, die kann man vielleicht- vielleicht kann man sie außen vor lassen. (I: lacht) Ich weiß net, ob ich mir das so eingestehen kann, aber mit Gleichberechtigung und so, aber wahrscheinlich, um es realistisch zu betrachten, müssten wir sie natürlich auch- eigentlich müssten wir sie eingliedern, sag ich jetzt mal. Aber, ums realistisch zu betrachten, fallen noch mehr Stellen ein. Und sie werden theoretisch wirklich mal schwanger und verlieren dadurch wieder 9 Monate und so weiter. Kann ich das wirklich absolut akzeptieren, wenn ich sag, okay, die lässt man außen vor. Bieten ihnen aber als Alternative ne Möglichkeit an, die Zeit zu überbrücken.“ (Erich, Z. 1198-1204)

Erich ist sich dem sozialen Erfordernis der Geschlechtergerechtigkeit zwar durchaus bewusst, grenzt sich aber auf mehreren Ebenen gegen die Öffnung des Zivildienstes für Frauen ab. Er konstruiert in seiner Erzählung eine Verfügungsmacht gegenüber Frauen („*eigentlich müssten wir sie eingliedern*“) und sieht weitere Begründungen der Exklusion in arbeitsmarktpolitischen („*fallen noch mehr Stellen ein*“) und hypothetisch-körperlichen Phänomenen („*werden theoretisch wirklich mal schwanger*“). Die Gleichberechtigung der zwei Geschlechter wird vom Interviewten sowohl durch eine Naturalisierung von Unterschieden zwischen Männern und Frauen, als auch durch eine Politisierung der Unterscheidung - indem begrenzte Arbeitsplätze Männern zugesprochen werden bzw. die Schwangerschaft als 'Zeitverlust' entwertet wird - unterlaufen, so dass er ein soziales Pflichtjahr geschlechtergetrennt imaginiert. Eine zu dieser Exklusion konträre Position entwickelt Ludwig:

I: „Was hältst du von einem sozialen Pflichtjahr für alle?“

L: „Jaa, also hm fände ich gut, fänd ich gut. Denn mir haben selbst sogar Mädchen manchmal haben mir gesagt, wie blöd sie es finden, dass sie kein Zivildienst machen dürfen. Ich meine Mädchen können natürlich so ein freiwilliges, kulturelles oder ökologisches oder soziales Jahr machen, aber hmm viele sagen dann oder von vielen

habe ich gehört, dass sie nicht so vieles zu tun haben im Vergleich zum Zivildienst und schwammig sag ich mal und das Geld, was sie dafür kriegen ist ja weniger als die Hälfte, was man beim Zivildienst bekommt, so muss mans auch sehen. Dann manche überlegen es sich und würden lieber arbeiten, wahrscheinlich irgendwo jobben statt sowas zu machen und deswegen ein soziales Pflichtjahr mit ähnlichen Lohn wie beim Zivildienst, wäre ehrlich sehr gut, fänd ich ne sehr gute Idee.“
(Ludwig, Z. 722-730)

Ludwig plädiert für ein soziales Pflichtjahr, um die positiven Aspekte des Zivildienstes auch „Mädchen“ zugänglich zu machen. Im Gegensatz zur Diskussion um Wehrgerechtigkeit steht hier nicht die Ungerechtigkeit im Mittelpunkt, die jungen Männern durch die Verpflichtung widerfährt, sondern die Nicht-Inpflichtnahme von Frauen im Sinne eines verwehrtten Zugangs. Die Freiwilligkeit wird dabei den klaren Anforderungen sowie der finanziellen Absicherung, die der Zivildienst bietet, untergeordnet.

Auf die direkte Frage nach der eigenen Token-Situation reagieren die jungen Männer unabhängig von der tatsächlichen Relevanz im Feld vielfach erstmals mit einer Dethematisierung geschlechtlicher Differenzierungen und Hierarchien. Im diskursiven Geschlechterwissen der jungen Männer, das auf Individualisierung und Gleichberechtigung abzielt, spielt Geschlecht auf den ersten Blick keine Rolle (mehr) (vgl. auch Burkart/Koppetsch 1999, Dölling 2003):

I: „Und, und, also wie war das für dich jetzt in so einem, sage ich mal, sehr weiblich geprägten Arbeitsfeld? Hat das irgendwie was verändert oder?“

B: „Nö, gar nichts, also.“

I: „Geprägt oder?“

B: „Nee, ich, da gab es eigentlich keins, wo man sagt, das ist jetzt irgendwo, das es vorrangig jetzt weiblichen oder männlichen Anteil hat, ich meine, so lange man mit den Leuten klar kommt, ist es eigentlich relativ, ob das jetzt mehr zu den oder zu der Seite tendiert. Ist ja auch schon, dass es bei uns halt von der Schule her auch ähm schon immer ein sehr ausgeprägter Anteil eben an an Jungs und Mädchen war. Also immer relativ Gleichstand, so kannte ich es nicht anders unbedingt, dass man sagen muss, oh, es muss jetzt mehr davon sein oder mehr Herren mit da s-. Es

war eigentlich irrelevant, weil es keine Bedeutung in der Hinsicht hat. Wenn man sich mit den Menschen versteht, ist es egal, welches Geschlecht und das hat eigentlich keine Auswirkung oder keine weiteren Prägungen irgendwo mehr gehabt.“ (Friedrich, Z. 334-346)

Friedrich wehrt die Frage der Interviewerin, die die Geschlechterdifferenz in den Mittelpunkt stellt, ab. Seinen problemlosen Einstieg im Feld macht er gerade nicht an dem „weiblichen oder männlichen Anteil“ fest, sondern an seiner bereits in der Schule erworbenen sozialen Kompetenz, sich mit allen „Menschen“ unabhängig von ihrem Geschlecht zu verstehen. Die Bestätigung der Gleichberechtigungsnorm und die Aussage, dass Geschlecht keine Rolle mehr spielt, lässt verschiedene Lesarten zu,¹⁴ verdeckt aber zugleich latente Bestände des Geschlechterwissens, die häufig im Laufe der Interviews zu Tage treten.

Der Zivildienst bietet also vielfältige Formen, die Gleichheitsvorstellungen zwischen den Geschlechtern gesellschaftlich weiter zu tragen. Allerdings erleben die jungen Männer darin auch den Konflikt zwischen normativ erwünschter Geschlechtergleichheit und kontrastierenden praktischen Ungleichheitserfahrungen. So werden die Zivildienstleistenden häufig mit den prekären Arbeitsbedingungen weiblich hochbesetzter Arbeitsfelder konfrontiert, indem sie erleben, dass ihre Hilfe im Arbeitsalltag auf Grund einer Mangelfinanzierung bzgl. professioneller Arbeitsstellen dringend benötigt wird. Es entsteht also einerseits ein Bewusstsein des eigenen Mann-Seins und andererseits werden die jungen Männer auch zur Auseinandersetzung mit Männlichkeit angeregt. Dieser Frage der Männlichkeitskonstruktion im Zivildienst wird nun näher nachgegangen.

14

Wetterer (2007) weist auf mögliche Verdeckungszusammenhänge der Semantik der Gleichberechtigung als gender-blindness oder de-gendering: „Sie kann auf die Absenz geschlechtlicher Differenzierungen verweisen. Sie kann darauf hinweisen, dass die durchaus vorhandenen geschlechtlichen Differenzierungen aus Sicht der Befragten unbegründet sind und erst durch 'die anderen' und damit gleichsam 'von außen' ins Spiel gebracht werden. Sie kann aber auch, und zwar durchaus kontrafaktisch, auf die Dominanz abstrakt universalistischer Normalitätsstandards aufmerksam machen und zeigen, dass die Befragten den ihnen inhärenten male bias ebenso wenig zu sehen vermögen wie weite Teile der Organisation- und Berufssoziologie vor dem sich nur langsam durchsetzenden gender turn.“ (ebd. S. 198)

4.1.2 Institutionsebene: Geschlechtsdifferente Arbeitsfelddbesetzung

In fast allen Fällen sahen sich die Zivildienstleistenden notwendig der Auseinandersetzung mit dem eigenen Geschlecht in ganz konkreten Situationen ausgesetzt. Als zentrales Element, so wird aus dem Material deutlich, thematisieren die jungen Männer eine *geschlechtsdifferente Arbeitsfelddbesetzung*, wie sich in folgenden Aussagen widerspiegelt:

„Das war klassische Rollenverteilung, also wir waren die, die Reparaturmaßnahmen gemacht haben, den Fuhrpark bearbeitet haben oder so und die Autos gewaschen haben und so weiter und die Mädels, die dann eben dahin fahren oder im Büro die Tätigkeiten gemacht haben. Wahrscheinlich sind das ja auch mindere Arbeiten, die wir gemacht haben, die dann halt für den Zivildienstleistenden sind, der dann auch so was macht. Teilweise kam ich mir- da war das aber auch schon ne Ausnutzung von dem Ganzen, weil das dann einfach war, dass es so schien, als ob die keine Lust auf die Arbeiten haben und dann wirds halt an die Zivildienstleistenden weitergegeben. Ich hab jetzt grad kein Beispiel, aber manchmal kam mir das so vor oder wenn dann die- die eine Chefin meinte, sie wüsste alles besser und dann letztendlich hatte sie dann doch Unrecht und man hat was gesagt, kam das halt auch nicht so gut an.“ (Bertram, Z. 452-473)

Bertram macht die tätigkeitsbezogene geschlechtliche Segregation in der Dienststelle an klassischen Rollenmustern fest. Diese geschlechterkonstituierende Arbeitsteilung führt allerdings nicht zu einer eingespielten kooperativen Praxis, vielmehr empfindet Bertram seine Aufgaben gegenüber seinen weiblichen Vorgesetzten als „mindere Arbeiten“ und als „Ausnutzung“. Die Zuweisung der unbeliebten Tätigkeiten macht er nicht am Geschlecht fest, sondern an der institutionellen Hierarchie und seinem Status als Zivildienstleistender. Gegenüber seiner Chefin entwirft er eine Abwertungskonstruktion, indem er ihre fachliche Meinung in Frage stellt und trotz seiner niedrigen hierarchischen Position Dominanz beansprucht. Mit Blick auf das gesamte Interview kann in diesem Fall rekonstruiert werden, dass er diese konflikthafte Positionierung in der Hierarchie weniger ausgeprägt in Bezug auf männliche Vorgesetzte erlebt bzw. die Zuweisung von Hilfstätigkeiten fraglos akzeptiert. Wenn Bertram sich zu Männern in Bezug setzt,

verschwindet die im anderen Fall als problematisch wahrgenommene Hierarchieerfahrung.

In anderen Fällen wird durch die im Zivildienst gegebene Möglichkeit des Pendelns zwischen weiblich und männlich besetzten Tätigkeitsfeldern die Geschlechterdifferenzierung gleichzeitig erlebt und nivelliert. So berichtet Erich aus seiner Tätigkeit in einer Jugendherberge:

Also, zum Beispiel hat jeder, der Küchendienst oder Hausdienst hats eigentlich geheißten, hat man früh angefangen um 7 eben. Hat Frühstück eingerichtet, hat dann abgespült und hat dann die Küche wieder saubergemacht mit den Damen, ja. Äh, das war jetzt.. ja, da gabs gar net viel- es gab nicht viel Unterhaltung in dem Sinn. Unsere Unterhaltung gabs insofern, dass man eben zusammen frühstücken gegangen ist. Also zum Beispiel ist halt jeder 10 Minuten früher gekommen oder Viertelstunde und hat sich unterhalten mit denen. Das war auch ganz normal. Mit den- mit den- mit den Herren, äh- ach so dann haben wir das gemacht, bis 10:30 Uhr glaub ich, lief das damals. So ich sag mal, zweieinhalb, drei Stunden. Dann ist man ins Haus gegangen und dann waren eben- da war eine Frau und- und zwei Männer. Also die zwei Hausmeister in Anführungszeichen. Und mit denen hat man dann eben- da hat man sich mehr unterhalten können. Also da- weil wir eben dann die Betten nebeneinander gleichzeitig macht, da hat man sich unterhalten können über Themen wie Sport, das sind dann alltägliche Themen. Aber da war jetzt keine wirkliche Differenzierung zwischen männlich, weiblich, also wir waren wirklich nen Teil des Teams.“ (Erich, Z. 1047-1063)

Als Zivildienstleistender wechselt er täglich zwischen dem weiblich besetzten Küchendienst und dem vorrangig männlich besetzten Hausdienst. Obwohl Erich ausführlich beschreibt, dass sich sowohl Quantität als auch Qualität der kommunikativen Auseinandersetzung mit seinen Kollegen und Kolleginnen unterscheidet, ist es die Anforderung der Darstellung als ein Team und das Bedürfnis nach Integration, die diese alltagspraktische Erfahrung der Bedeutung des eigenen Geschlechts verdecken („Aber da war jetzt keine wirkliche Differenzierung zwischen männlich, weiblich, also wir waren wirklich nen Teil des Teams“).

Für die jungen Männer ist es also zwar von Bedeutung, ob ihre KollegInnen und besonders ihre Vorgesetzten gleich- oder verschiedengeschlechtlich sind, diese Bedeutung wird jedoch je nach Kontext hervorgehoben oder dethematisiert.

4.1.3 Interaktionsebene I: Differenzsetzungen der Körper

Für die Zivildienstleistenden ist es aber nicht nur von Bedeutung, wo sie Männern und Frauen begegnen, sondern auch wie sie sich aufeinander beziehen. Insbesondere bei Pfl egetätigkeiten, bei denen PatientInnen gehoben, gebettet oder gewaschen werden müssen, erhält der Körper eine bedeutsame Rolle. Gleichheit und Differenz werden hier nebeneinander thematisiert, so dass die Widersprüche im Geschlechterwissen auch auf diskursiver Ebene zu Tage treten. Ein Fokus in den Erzählungen der jungen Männer bildet der *Rekurs auf körperliche Differenzen*, der nicht nur geschlechtliche Differenzierungen auslöst, sondern sie auch in Folge der Männlichkeitskonstruktionen handlungspraktisch einfordert. So erzählt Nick von seiner Rolle als „zweiter Mann“ in einer Psychiatriestation:

I: „Also erinnerst Du Dich an eine Situation, wo Mann-sein eine Bedeutung hatte“

N: „Hm, ja es ist gerade in dem Zivildienst, ja einfach aus dem Grund hm, die Station bestand aus ich glaube 15 Krankenschwester und 2 hm, 2 Ärztinnen plus ein Pfleger und dann ab dem Moment, als ich als Zivi da war, n zweiter Mann da war auf der Station und es hat sich in dem Sinne ganz schnell gezeigt, dass ich im Oktober angefangen hab Zivildienst und wir im Dezember Patienten bekommen haben, der sehr aggressiv war, der dann auch entsprechend ans Bett fixiert werden musste und das war dann im Endeffekt sehr () meine Aufgabe einfach auf Grund der Kraft des Patienten, die er dann () hat in seinem psychotischen Wahn.“ (Nick, Z. 79-86)

Den Unterschied zwischen der Mehrheit der Frauen und seiner Minderheitenposition als Mann auf der Station konturiert Nick über das stereotype Muster der Körperkraft, in der die Arbeitsteilung Legitimation findet. Für bestimmte Anforderungssituationen, hier im Bild des „aggressiven“ Patienten symbolisiert, wird Männern eine bestimmte Eignung zugeschrieben. In dieser Passage ist nicht deutlich, ob die Verantwortungsübernahme aktiv oder über Zuweisung erfolgt, deutlich wird aber, dass Nick diese Entwicklung als

quasi naturgegeben akzeptiert und ihm der Rückgriff auf Männlichkeitsstereotype in seiner geschlechtsminoritären Position auf der Station eher Vorteile verschafft.¹⁵

Etwas anders argumentiert Valentin mit Blick auf die stationäre Altenpflege:

I: „Wie war das jetzt so? Oder wurde das zum Thema oder hat dich das irgendwie beeinflusst jetzt da als Mann in so einem Tätigkeitsfeld?“

B: „Mhm. ... „Beeinflusst“ würde ich nicht sagen. Auf jeden Fall merkt man, dass, dass mehr männliche Pflegekräfte benötigt werden, weil die Leute natürlich auch sehr schwer sind, Einige. Da war man natürlich immer der, der die schweren Leute herausheben musste. Das war ein bisschen ein Nachteil.“ (Valentin, Z. 284-289)

Valentin plädiert hier für eine stärkere Besetzung des Berufsfelds Pflege mit Männern und normalisiert so über die kulturelle Schablone des männlichen kräftigen Körpers seine aktuelle Berufstätigkeit als Altenpfleger. Andererseits werden die isolierende Zuweisung geschlechtsstereotyper Tätigkeiten und die damit verbundene Reduzierung auf eine kraftvermittelte Männlichkeit von ihm auch als unangenehm empfunden, so dass sich in seiner Forderung deren Abwertung und Intensivierung paradox verbinden. Für Valentin scheint nicht ganz klar, ob sich durch den Rückgriff auf ´naturwüchsige` Eigenschaften eine geschlechtsspezifische Kompetenz und Professionalität ableiten lässt oder ob dies in eine Rollenfalle führt, die ihn in wenig anerkannten Hilfstätigkeiten festhält. Die schwankende Haltung kann als Versuch (beruflicher) Selbstverortung gelesen werden und macht zugleich die Unsicherheiten sichtbar, denen Valentin als Mann im gegengeschlechtlichen Feld ausgesetzt ist.¹⁶

Auch wenn die Sonderstellung der jungen Männer im Kontext sorgender Arbeit einerseits eine als vorteilhaft erlebte erotisierende Verstärkung des Sich-Männlich-Fühlens

¹⁵ Ähnliche Differenzsetzungen über den Körper arbeitet auch Sander (2009) im Krankenhauskontext heraus und weist darauf hin, dass „mit der Hervorhebung des männlichen Körpers das Verschweigen des professionellen weiblichen Körpers einhergeht. Seine bzw. ihre körperliche Professionalität und Durchsetzungsmacht bleibt unausgesprochen“ (ebd. S. 408), der Realität der Verteilung von körperlich schwerer Pflegearbeit im Stationsalltag auf Frauen zum Trotz.

¹⁶ Diese Ergebnisse schließen an die Studie „Ungleich unter Gleichen“ von Heintz u.a. (1997) an, die die Krankenpflege als ein Beispiel „getrennter Welten“ untersuchten. Sie beschreiben die ambivalente Einstellung, die die Pfleger gegenüber ihrer zugeschriebenen Rolle als „Abteilungskran“ (ebd. S. 95) einnehmen sowie die Verunsicherung der Geschlechtsidentität „als potentielles Hindernis der beruflichen Integration der Pfleger“ (ebd. S. 120). Der Mechanismus der Geschlechterstereotypisierung wird hier zum einen als Differenzstrategie diskutiert, zum anderen als Zuschreibungsform von Professionalität und Kompetenz, indem männliche Eigenschaften als konstitutiv für den Beruf gedeutet werden.

auslöst und integrierend wirkt, was sich in der mehrfach verwendeten Metapher des „Hahn im Korb“ spiegelt, verursacht sie den jungen Männern andererseits auch Stress und wird als zu bewältigende Erfahrung herausgestellt:

„Und oben im Kinderhaus, muss ich sagen, äh, klingt zwar ganz nett, äh, nur Frauen um mich rum aber äh, nur Frauen ist das sehr schwierig.“ (Hans, Z. 437-438)

Der Zivildienst bricht also den unhinterfragten Umgang mit der eigenen Männlichkeit auf und setzt diese zur weiteren Auseinandersetzung frei, zumal die jungen Männer in den meisten Arbeitsfeldern mit unterschiedlichen Geschlechertypisierungen konfrontiert sind. Die Zivildienstleistenden sehen sich dadurch verschiedenen Auffassungen von Männlichkeit gegenüber und werden vielfach angeregt, sich mit der Bedeutung ihres Mann-Seins zu beschäftigen.

4.1.4 Interaktionsebene II: Leibliche Grenzerfahrungen

Diese für den Zivildienst typische Konstellation der Konfrontation mit Geschlecht wird noch plastischer in Momenten, in denen die jungen Männer leiblichen Grenzerfahrungen ausgesetzt sind. Diese Situationen erfordern von ihnen, sich mit ihrem Gefühl ein Mann zu sein, auseinander zu setzen. Leib und Körper bilden einen „unaufhebbaren Doppelaspekt“ menschlicher Existenz (Plessner 1975: 292), sind ineinander verschränkt. Lindemann (1996: 166) arbeitet diese Beziehung als „ein Verhältnis wechselseitigen Bedeuten“ heraus. Das Kapitel 2.3 legt den Körper als bedeutsamste Instanz zur Realisierung von Geschlecht dar, er wirkt als normierendes und kontrollierendes Moment leiblichen Empfindens.

Im Zivildienst und insbesondere im Intensiven Dienst am Menschen sind Körper nicht nur in ihrer Angewiesenheit und Vergänglichkeit stets anwesend, sondern auch durch Entblößungen und Schamerfahrungen. Beim Übertreten von Scham- und Schmerzgrenzen und dabei entstehenden Gefühlen von Peinlichkeit oder Ekel erfahren die jungen Männer, dass die eigene Körperlichkeit bzw. der des Gegenübers von Bedeutung ist. In der Grenzerfahrung werden sie sich ihrer Leiblichkeit spürbar bewusst.

„Es gab natürlich da auch heftige Erfahrungen, die man als junger Mensch sonst nicht macht, - ich war ja damals gerade neunzehn, ja, ich muss neunzehn gewesen

sein, zum Beispiel war ich dann bei einem, der hatte scheinbar wieder einen epileptischen Anfall in der Nacht und hat dann- in seinem Zustand, betrunken muss er auch gewesen sein, ebend äh in die Hosen gemacht und hatte das alles im Bett verteilt und in der ganzen Wohnung und das war an allen Wänden und das roch übelst und das war, das war echt heftig, weil ich dann auch da alleine war und das alles saubermachen musste, ja, der Mann war ja so sehr hilflos und konnte mir auch nicht helfen, das das war übel so. Das war eine mit der, der ekligsten Erfahrungen dabei, ja. (Bertram, Z.513-521)

Bertram wird Rahmen seiner Tätigkeit in der ambulanten Pflege mit der Hilflosigkeit eines anderen Mannes konfrontiert, die das vormals als selbstverständlich empfundene Stereotyp einer 'starken' Männlichkeit entscheidend kontrastiert. Der Mann verliert bei einem epileptischen Anfall die Kontrolle über seine Körperfunktionen, Bertram muss in seine Privatsphäre eindringen, was er als inneren Widerstand, als Ekel spürt. Durch das leibliche Getroffenwerden kann er sich kaum von der Situation abgrenzen oder sich ihr entziehen, dabei wird er mit den eigenen Grenzen seiner Belastbarkeit bzw. der affektiven Zumutbarkeit konfrontiert. Die leibkörperliche Grenzerfahrung präsentiert sich hier auch als zu bewältigende Lernaufgabe. Bertrams Wille seine Pflicht zu erfüllen überwindet hier seinen inneren Widerstand und ermöglicht es ihm, die Wohnung zu säubern und Handlungsfähigkeit wiederzugewinnen. Diese Entdeckung des Ausgeliefertseins eines anderen Mannes wird von den jungen Männer nicht nur häufig geschildert, sondern auch durchgängig als krisenhaft tituliert („Ganz schlimm war...“; „Aber das war schon ziemlich einschneidend“; „Das war für mich das prägendste Moment“) und lässt Differenz- und Grenzerfahrungen um eine geschlechtliche Dimension anwachsen. Das situative Getroffenwerden setzt das eigene Männlichkeitsverständnis frei, so dass sich die jungen Männer mit (ihrer) Männlichkeit befassen.

Die jungen Männer treffen mit anderen Frauen und Männern also immer auf einer körperlichen und einer leiblichen Ebene zusammen und setzen sich auf beiden Ebenen mit der Bedeutung ihres Mann-Sein und ihrer Männlichkeit auseinander. Die vorgenommene Differenzierung von Körper und Leib eröffnet einen tiefenstrukturellen Zugang zu den biografischen Selbstthematizierungen der jungen Männer. Dadurch können

auch verdeckte Prozesse der Geschlechter- und Männlichkeitskonstruktion, die von den jungen Männern nicht explizit versprachlicht werden, in die Analyse einfließen. Die Notwendigkeit dieses Zuganges ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass Männlichkeitskonstruktionen sowohl eng mit körperlichen Handlungspraxen, als auch mit emotionalen Auseinandersetzungen verbunden sind und ihre Wirksamkeit gerade im wechselseitigen Bezug dieser Komponenten aufeinander entfalten.

4.2 Ortsgebundene Emotionalisierungen

Der Zivildienst konfrontiert junge Männer mit Grenzerfahrungen, die neben der kognitiven und handlungspraktischen vor allem eine emotionale Positionierung des Selbst in und nach der Situation verlangen. Die Zivildienstleistenden treten entsprechenden Ereignissen nicht ohne sozialisatorisch gebildete Bewältigungsmuster entgegen, die sich in ihrem bisherigen Leben als effektiv erwiesen haben. Im Umgang mit krisenhaft besetzten Momenten wird von den Zivildienstleistenden aber in der Regel nicht nur verlangt, dass sie mit diesen Situationen kompetent umgehen können, sondern auch, dass sie dies *als Männer* tun. Einfühlsamkeit, Sanftheit, Verzweiflung oder Trauer gelten dabei zumeist nach wie vor als Tabu, verlangt wird oft eher Härte, kein Anzeichen von Schwäche und Durchhaltevermögen. Das durch die Männerforschung herausgearbeitete Bewältigungsprinzip der 'Externalisierung' als Abwehr emotionaler Regungen (vgl. Kap. 2.2.2), zeigte sich auch bei der Mehrzahl der interviewten jungen Männer.

Mit dieser Struktur der Emotionsbewältigung im 'Außen' treten sie häufig in den Zivildienst ein, wie Valentin exemplarisch schildert:

„Also da habe ich eigentlich noch keinen erlebt, der dann noch tagelang nachgetrauert hat. Man kann es ja eh nicht ändern ... Das ist schon, das ist schon hart das zu sehen, aber das gehört halt zum Beruf dazu. Hat ja jeder vorher gewusst eigentlich.“ (Valentin, Z. 239-241)

Die Trauer, die er angesichts des Todes im Altenheim empfindet, wehrt er ab und stellt dies zugleich als funktional für die Aufrechterhaltung von Handlungsfähigkeit in diesem Berufsfeld dar. Die Beschreibung seiner inneren Regung als „hart“ ordnet sich in seine männliche Aneignung der Berufspraxis der Altenpflege ein, indem er dieses Feld an einer

anderen Stelle aus der weiblichen Konnotation herauslöst und mit der „harten Arbeit“ auf dem Bau vergleicht. Die Anforderung dieser Art der Emotionsbewältigung verschiebt er in die berufliche Sphäre und dethematisiert damit den Geschlechtsbezug.

Ähnlich beschreibt Holger seinen Umgang mit Gefühlen, als er sich an die Entdeckung einer toten Frau durch seinen Kollegen erinnert:

„Es ist ein Kollege als Zivildienstleistender als Hausnotruf rausgefahren und da lag eine Frau, die schon anfang zu verwesen, und das sind dann halt schon Sachen, die wo man auch jedes Mal sagt, hoffentlich passiert mir das jetzt nicht. Und von daher ist es so, dass man jedes Mal halt mit diesem Gefühl rausgeht. Und man verarprobierts dann halt, das ist halt nicht Verarbeitung, sondern ist halt schon so ex ante die Einstellung, die man da halt schon im Hinterkopf haben muss.. Und sonst bin ich eher- die ganze Zeit haben wir eher das verarbeitet, indem man halt Witze macht. Und ich sehe in den Witzen Distanz. Das ist einfach äh, einfach so ne Geschichte.“
(Holger, Z. 462-470)

Dass man von vornherein („schon so ex ante“) eine externalisierende Bewältigung „im Hinterkopf haben muss“, Holger dies also sozial von sich verlangt sieht, verweist eindrücklich auf die prekäre Situation der jungen Männer, die mit ihren „Geschichten“ zwar dem Beweisdruck ihrer Männlichkeit Folge leisten, sich so einer nach innen gerichteten Verarbeitung aber selbst verschließen. Holger nimmt bereits vor der potentiellen Krisensituation eine distanzierte Haltung ein, die es ihm ermöglichen soll, sich emotional abzugrenzen. In der homosozialen Zivildienstgruppe entsteht darüber hinaus eine Gruppenlogik der Externalisierung, die sich in einem Distanzierungsmodus durch Witze niederschlägt, der sich schwer durchbrechen lässt.

Die distanzierte Herangehensweise an belastende Situationen und die sich selbst zugeschriebene Befähigung zur Abgrenzung positionieren die jungen Männer auch als besondere Eignung, die ihnen ein professionelles Handeln ermöglicht. Analog zum Konzept des „weiblichen Arbeitsvermögens“ (Ostner) in fürsorglicher Praxis wird hier ein männliches Arbeitsvermögen konstruiert, das sich durch Gelassenheit und Sachlichkeit auszeichnet.¹⁷

¹⁷ Ähnlich beschreiben Heintz u.a. (1997, S. 108f.) die Zuschreibung der „Coolness“, die Krankenpflegern einen professionellen Vorteil vor ihren weiblichen Kolleginnen verschafft.

So beschreibt Andreas zu Anfang seines Dienstes seine eigenen Ekelgefühle beim Wickeln der zu betreuenden behinderten Jugendlichen, die er aber durch Routinisierung und einen mechanischen Zugang ablegen kann. Das Zuschauen von zwei Praktikantinnen nutzt er als Demonstration seiner Professionalität:

Ich hatte dann, bei einer Situation war es so, da waren da so zwei Praktikantinnen von der Schule, so ein einwöchiges Praktikum hatten die, und die hab ich dann halt mal mit zum Windeln wechseln genommen. (l.: lacht) So, Fenster zu, Heizung an, und der hatte natürlich groß gemacht. Und selber stört's einen irgendwann nicht mehr. Ich hab's nicht mehr gerochen und die mh pfff mussten schon arg ähm, aber selber hat man das, vor allen Dingen - es wurde dann schon wirklich fast was Mechanisches. Man war dann schon so aufeinander eingestellt. Er hat auch immer gut mitgemacht, so, wenn ich ihn dann die Hüfte gehoben hab, dann, aha, hat er den Popo schön angehoben und das- Dann hab ich ihn einfach wieder runtergenommen, hingestellt, Hose angezogen, ging einwandfrei. War kein Problem. (Andreas)

Seine Kompetenzdarstellung in der weiblich konnotierten fürsorglichen Praxis des Windelnwechsels basiert auf einer Mischung aus Abhärtung gegenüber den evozierten Gefühlen von Ekel, einer routinierten Fokussierung der Funktionsmechanismen und der Kooperation des Klienten, die ihm eine „einwandfreie“ Praxis ermöglicht. Seine Abhärtung gegenüber der geruchsintensiven Tätigkeit wird an der Reaktion der Frauen deutlich, die sich ihren Gefühlen überlassen. Andreas gewinnt die Kontrolle über die Situation, indem er durch die Beherrschung seiner eigenen körperlichen Reaktionen den männlichen Körper des Jungen disziplinieren kann.

Die Kontrolle über sich und andere sichert den jungen Männern nicht nur Männlichkeit zu (vgl. Bauer/Luedtke 2008; Kap. 2.2.2), sondern wird auch als professionelles Gefühlsmanagement konstruiert.

Aus den Interviews wurde jedoch weiter ersichtlich, dass sich diese Bewältigungslogik im Zivildienst wandeln kann. Die Mehrzahl der Zivildienstleistenden konnte diesen Wandlungsprozess nicht reflexiv aufschließen. Für viele Männer liegt dieser Prozess also größtenteils „im Dunkeln“, wie Bertram folgendermaßen illustriert:

„Wie gesagt, am Anfang hatt ich ja auch diesen sehr merkwürdigen Patienten und vor dem auch Respekt oder - oder sogar Ängste (Räuspern), die ich ja dann irgendwann überwinden konnte, also mit der Zeit wurde das dann besser.“ (Bertram, Z. 443-447)

Durch die Erzählungen einiger Zivildienstleistender lässt sich dieser verdeckte Prozess der Externalisierung aber auch der durch zugelassene Emotionalität angestoßene Bewältigungsprozess rekonstruieren. Dies eröffnet einen Blick in die Erfahrungsverarbeitung der ehemaligen Zivildienstleistenden und ihren Umgang mit Gefühlskrisen, d.h. in eine subjektkonstitutive Dimension ihrer Sozialisation.

I: „Hast du dich irgendwo mal überfordert gefühlt mit den Aufgaben, die du da hattest?“

M: (Nachdenklich) „Überfordert nich, maximal dass dann so was wie, naja Ekel möchte ich nicht sagen, aber schon ein unangenehmes Gefühl, wenn du dann halt solche Leute, wie drückt man das am besten aus (lacht)...nee, aber wenn man dann solche Leute sieht, die vor sich hinvegetieren oder so was, das ist dann teilweise schon ein bissl anstrengend...Es ging, weil ich bin kein schwaches Gemüt, aber es war nich unbedingt so...aber überfordert eigentlich nie...Weil ich die bescheidenen Aufgaben, wenn ich die zugeteilt gekriegt habe, von vornherein festgelegt habe, dass ich manches nicht machen möchte.“(Martin, Z. 71-78)

Das Gefühl der Überforderung und Hilflosigkeit wehrt Martin mit Verweis auf seinen starken Charakter (*„ich bin kein schwaches Gemüt“*) von vornherein ab. Folgend beschreibt er das spontane Gefühl, dass seinen Leib unausweichlich erfasst (*„Ekel“*) und relativiert es anschließend graduell (*„unangenehmes Gefühl“*) bis hin zu körperlicher Anstrengung (*„ein bisschen anstrengend“*). Auf diese Weise muss er sich seinen Gefühlen nicht stellen. Die Vermeidung, einem Gefühl ausgeliefert zu sein, geht nicht nur in diesem Fall so weit, dass Interesse an einer organisatorischen 'Lösung' besteht, auch, so dass er in seiner Männlichkeit nicht angerührt wird.

Zugänge zu ihrer Emotionalität fanden einige junge Männer in individualisierter Form und reflektierten sie in Bezug auf personale Kompetenzen und die Veränderung

ihrer Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, wie es das Zitat von Jürgen exemplarisch zeigt:

„Also ich denk, der Zivi hat grade im Bereich ... Einfühlungsvermögen einiges gebracht. Das man doch mehr lernt nicht nur auf das Wort zu hören, was Leute sagen. Denn wenn jemand nicht sprechen kann, dann geht das einfach nicht. Sondern doch viel an- an Gesten, an Mimik, an Körperhaltung abzulesen was denkt der andere, ist schon zu viel, aber was fühlt der andere grad irgendwie. In welchem Zustand ist er denn gerade. Da denke ich, hab ich viel gelernt.“ (Jürgen, Z. 423-427)

Indem er in der Interaktion mit den Behinderten an die Grenzen seiner gängigen Handlungsmuster gerät, muss er diese von einer kognitiv-sprachlichen Ebene auf eine körperbezogene und sogar leibliche Ebene ausweiten, was er als wichtigen Lernprozess im Sinne eines Zuwachses an „Einfühlungsvermögen“ resümiert.

Anders reagierten auch Holger und Valentin (jeweils in einer späteren Erzählepisode) auf die Frage nach der Verarbeitung von krisenhaft erlebten Situationen:

„Genau. Also man verarbeitet es ja mit anderen Leuten dann noch. Entweder auf der witzigen Ebene oder auch auf der sachlichen Ebene. Aber auch die sachliche Ebene ist ja- hilft ja das Ganze reflektiv zu betrachten.“ (Holger, Z. 474-476)

„Aber wenn man mal schöne Dinge oder weniger schöne Dinge erlebt hat, dort, dann muss man das mal, dann muss man das einfach mal erzählen. Das muss raus. Tut auch gut dann.“ (Valentin, Z. 279-280)

Beide entdecken, dass eine Selbstoffenbarung und intersubjektive Auseinandersetzung mit der eigenen Emotionalität als alternativer Bewältigungsmodus durchaus positive Folgen – Selbstreflexivität und Wohlgefühl bzw. Erleichterung – haben kann.

Nur in seltenen Fällen griffen die Befragten diesbezüglich jedoch auf institutionelle Möglichkeiten zurück, anstelle dessen waren sie durchgängig auf Kommunikationspartner ihres selbstorganisiert-privaten sozialen Netzwerkes (Familie, Freunde etc.) angewiesen oder bezogen sich auf informellen Austausch in der Dienststelle. Martin thematisiert den institutionell bereitgestellten Bewältigungsraum, den er selbst allerdings nicht in

Anspruch nimmt, wie folgt:

„Aber ansonsten wurde dann schon gesagt, wo ich dann im Nachhinein erzählt hab, hier, wie das bei einigen Leuten dann zu Hause abgelaufen ist, (einen Kollegen imitierend:) na da hätten sie doch was sagen können. Also, das wär kein Problem gewesen.“ (Martin, Z. 176-179)

Dies kann zum einen darauf zurückgeführt werden, dass die Inanspruchnahme von Hilfe nicht ihrem üblichen Bewältigungsverhalten entspricht, zum anderen, dass in den Dienststellen wenig Zeit und Raum für die Bearbeitung belastender Situationen besteht. Zusammenfassend stellt sich der Zivildienst bzgl. des Umgangs junger Männer mit Emotionalität als ambivalentes Sozialisationsfeld dar. Einerseits nimmt er die stereotyp männliche Distanzierungslogik bruchlos in sich auf, bietet vor allem in der Zivigruppe zahlreiche Möglichkeiten weiterer Bewältigungen nach dem 'bewährten' Externalisierungsprinzip und bietet gerade in belastenden Situationen Anerkennung für diese Form des Gefühlsmanagements. Andererseits offenbart er sich auch als Ort, der junge Männer mit gefühlsmäßig krisenhaften Situationen konfrontiert, die ihnen einen radikalen Zugang zu selbstbezogenen Gefühlen ermöglichen. Wenn junge Männer einer Konfrontation mit ihrem Gefühl nicht vorbeugen können, erlangen sie einen Zugang nach 'Innen'. Dieser tritt ihnen aber gerade dann nicht als abzuwehrende Hilflosigkeit gegenüber, wenn Möglichkeiten der vertrauensvollen Selbstoffenbarung und Reflexion gegeben sind und die evozierten Gefühle keiner Tabuisierung unterliegen.

4.3 Zugang zu männlichen und weiblichen Berufspraxen

Der Zivildienst eröffnet jungen Männern zu einem sozialisatorisch wichtigen Zeitpunkt, im Übergang zwischen struktureller Sicherheit der Schule/Ausbildung und noch weitgehend unbekanntem Berufsleben, einen realen Einblick in Berufspraxen. Die Tätigkeitsfelder im Pflege-, Erziehungs- und Betreuungsbereich sind bis heute hochgradig geschlechtlich segregiert und zeichnen sich überdurchschnittlich oft durch einen sehr hohen Frauenanteil aus. Durch die Verknüpfung von beruflichem Handeln und geschlechtstypischen Eigenschaftszuschreibungen werden sorgende Tätigkeiten und Berufe weiblich konnotiert und damit vergeschlechtlicht (vgl. Wetterer 2002). Wenn

folgend von 'weiblicher' oder 'männlicher' Berufspraxis gesprochen wird, sind mit diesem Begriff die sozialen Zuschreibungen und Vergeschlechtlichungen in Abgrenzung von einer Naturalisierung der Berufspraxen immer mitgedacht.

Junge Männer, die im Zivildienst in gegengeschlechtlichen Feldern als „cross gender freaks“ (vgl. Bartjes 1996) einmünden, sind in einer Position, in der sie sich zwar einerseits in dieses soziale Feld integrieren müssen, um Anerkennung zu erlangen und um die Zeit des Zivildienstes in einen sinnhaften Zusammenhang mit ihrer Biographie zu bringen. Andererseits stellt sich für die jungen Männer eine zweite sozialisatorische Anforderung in der Aufrechterhaltung und ständigen Reproduktion ihres Mann-Seins. So stellt sich die Anforderung der Integration im Zivildienst als eine doppelte dar, in dem zwei konfligierende Momente kumulieren – weibliche Berufspraxis und gleichzeitig eingeforderte Männlichkeit. Dieser subjektiv erlebte Widerspruch intensiviert sich durch die persistente Zuweisung eines niedrigen Status an Frauenberufe, was sich in Lohnunterschieden, geringeren Aufstiegschancen oder Entscheidungsbefugnissen niederschlägt (vgl. Bereswill/ Ehlert 2010).

Einige junge Männer gehen diesem Konflikt aus dem Weg, indem sie sich bereits bei der Wahl der Dienststelle (z.B. Bauhof) oder innerhalb des Feldes sorgender Arbeit auf männlich konnotierte Nischenbereiche fixieren, wie es sich bspw. bei Hausmeisterstellen im Kindergarten zeigt. So entwickelt sich in einigen Feldern eine „geschlechterkonstituierende Arbeitsteilung“ (vgl. Wetterer 2002), die die Geschlechterdifferenz aktualisiert und den jungen Männern ermöglicht Männlichkeit z.B. anhand von handwerklichen Tätigkeiten zu inszenieren. Die geschlechtsbezogenen Tätigkeitszuschreibungen sind vielfach in den Dienststellen bereits angelegt, die Zuordnung und Übernahme der Tätigkeiten funktioniert hier weitgehend konfliktfrei im Sinne einer kooperativen Praxis:

I: „Und kannst du noch mal deine Tätigkeiten genauer beschreiben? Also was du alles so gemacht hast.“

M: „Während des Zivildienstes? (I: Mmh) Ja, Rasen mähen, Reparaturarbeiten von Wasserleitungen, Abwasserleitungen, Verstopfung beseitigt, Regenrinnen gereinigt, Reparaturarbeiten am Dach mit gemacht, Parkbühne gestrichen, daann Straßen wieder asphaltiert, also die Löcher wieder zugemacht, bloß, jaa. Was war noch? Äh,

morsche Bäume gefällt irgendwo und denn Straße in Ordnung gehalten und die Gebäude halt allgemein in Ordnung gehalten, Zählerstände abgelesen, ja viele Reparaturarbeiten. Eigentlich von allem was. Sehr abwechslungsreich. Hat auch sehr viel Spaß gemacht. Ich hätte das länger machen können.“ (Manuel, Z. 185-195)

In anderen Dienststellen stellt sich die Zuweisung und Wahl von Verantwortungsbereichen eher als Aushandlungsprozess dar, wie es in Norberts Wiedergabe seines Einstellungsgesprächs verdeutlicht:

N: „Ich bin zwei Tage bevor ich angefangen hab, bin ich zu dieser Oberschwester gegangen. Also, dat war noch sehr unter der Fuchtel der Kirche das Altersheim. Damals war also noch ne Nonne, die vorstehend davon, Schwester Nixnutzia. Und ich bin bei denen ins Büro rein, Tach Müller mein Name. Ja, sie sind der neue Zivi, ne? Ich: Richtig. Ja, sie sind ja für die Küche eingeteilt, offiziell führen wir sie als Pflegezivi. Meinte ich, ja. Ja, gut, sie können gern die Leute dann schon mal im Rollstuhl an den Tisch fahren oder so. Nein! Ja, wie nein? Nein, mach ich nicht. Entweder ich mach Küche oder ich mach gar nichts. Ich hab hinten noch zwei Jugendherbergen, die brauchen auch noch nen Zivi. Also ich hab nix gegen die alten Leute, aber ich glaub, die haben was gegen mich. Grad mit den langen Haaren oder so was, dat verstehen viele Ältere net und werden dann grantig, bösartig, gewalttätig. Um Spannungen jeder Art zu vermeiden, ich bleib in der Küche, wo mich keiner sieht, zieh mein Haarnetz an, dann geht dat ab. Ja, ist in Ordnung. Da hat se einmal probiert, mich irgendwie auf die Station zu schicken, und nachdem ich gesagt hab, nein, ich mach dann heute frei. Ich hab ja noch Urlaub. Dann war dann auch gut, dann hat sie es auch nie wieder probiert.“ (Norbert, Z.123-136)

Norbert behält die Hoheit über seine Tätigkeitsbereiche fest in der Hand und besteht auf die klare Abgrenzung zwischen dem „Küchenzivi“, der nur mit Dingen in Berührung kommt, und dem „Pflegezivi“, der mit den alten Menschen in Kontakt treten muss. Im Wunsch des Unsichtbarwerdens vor dem Blick der Anderen deutet sich Norberts Angst vor dem Erleben von Hilfebedürftigkeit an, der er sich durch die Distanzierung von den alten Menschen entziehen kann. Durch die eigenmächtig legitimierte räumliche

Ausgrenzung der damit assoziierten gefühlsgeladenen Atmosphäre entsteht ein Handlungssicherheit spendender männlicher Nischenbereich zum Austarieren der Erfahrungstiefe. Die Küche wird zum Rückzugsort, in dem er von den unmittelbaren Bedürfnissen und Belangen der alten Menschen geschützt ist. Die Bezugnahme der alten Menschen auf ihn konstruiert er als „Spannungen“, die er aus deren Intoleranz gegenüber seinem Äußeren ableitet, so dass er seinen Rückzug legitimieren und den potentiellen Vorwurf von Intoleranz von sich weg nach außen verlagern kann. Aus dem als Machtkampf mit seiner Chefin inszenierten Gespräch geht er als Sieger hervor, indem er ihre Angewiesenheit auf seine Arbeitskraft herausstreicht. Neben dieser klaren Abgrenzung zur unmittelbaren Sorgearbeit und seinem Anspruch von Dominanz gegenüber seiner Vorgesetzten gelingt es Norbert, seine Aufgaben in der Küche für seine Männlichkeit zu funktionalisieren, indem er eine sehr spezielle Metaphorik entwirft:

„Wir sind jeden Tag mit so nem elektrischen Schrubber da durchgefegt und selbst die oben die Fettfänger in der Dunstabzugshaube, die sind, glaub ich, einmal in der Woche durch die Maschine gegangen. (I: Okay) Und, aber an dem Tag ist wirklich alles mit der Zahnbürste geschrubbt wurden. Und- da ist man- Nadine und ich, Nadine ist die Jahrespraktikantin, sind vorher gefragt worden, wollt ihr euch nen Tag frei verdienen? Ich, klar, bin ich immer dabei, was ist denn? Da bleibt ihr morgen bitte länger. Klar, kein Thema, du fährst mich ja eh nach Haus. Ja, ja, ja. Dann haben wir dann, ich glaub 4 oder 5 Stunden nur die Küche geschrubbt. Aber jeden Schrank ausgeräumt und gib ihm. Ich mein, wir hatten viel Spaß dabei, weil die Musik bis hinten bei war, aber danach bluteten die Finger.“ (Norbert, Z. 234-242)

Norbert thematisiert an dieser Stelle eine Extremform seiner routinisierten Putztätigkeiten. Dabei greift er auf eine dezidiert mechanisierte bzw. technisierte und übertreibende Sprache zurück, die es ihm ermöglicht das Reinigen der Räumlichkeiten an ein Männlichkeitsmuster anzuknüpfen und von der in der Privatsphäre verorteten Praxis durch eine Professionalisierung Abstand zu nehmen. Zu diesem zusätzlichen Säubern lässt sich Norbert nur durch eine doppelte Abwertung von Frauen überreden. Gegenüber Nadine produziert Norbert in seiner Erzählung diesen

Zusammenhang dadurch, dass er sie aus der Gegenleistung seitens der Vorgesetzten ausschließt. („*Da bleibt ihr morgen bitte länger. Klar, kein Thema, du fährst mich ja eh nach Hause.*“) Zuzüglich fordert er die Gegenleistung nicht nur ein, sondern konstatiert sie, spricht sich in diesem Moment also die Definitionsmacht des Handels zu und bringt sich dadurch in seiner Erzählung in eine (höhere) soziale Position gegenüber seiner Vorgesetzten, die der realen hierarchischen Konstellation diametral widerspricht. Bei der hierarchischen Unterordnung unter höher gestellt Frauen scheint die Männlichkeitskonstruktion bedroht und gerät unter Beweisdruck. Durch Norberts abschließenden Rekurs auf eine schmerzhafteste Körperbetonung („*danach bluteten die Finger*“) stellt er die besondere Härte der Aufgabe heraus und maskulinisiert dadurch seine Putztätigkeit.

Bezogen auf die 'weibliche' Berufspraxis verfolgt Norbert, wie andere Zivildienstler auch, eine Strategie die ihm durch eine Umdeutung und Aufwertung des feminisierten Berufsfeldes und einer Umformung der eigenen Praxis in Richtung von Männlichkeitsstereotypen die Aufrechterhaltung von Männlichkeit garantiert.

Lutz zieht hingegen eine klare Grenze zwischen sich und den Krankenschwestern und konstruiert so den Umgang mit den PatientInnen als weibliche Sorgearbeit, für die Männer weniger geeignet sind.

L: „Also auf jeden Fall braucht so ne Schwester oder so ne Pflegerin ne ziemlich direkte und ruppige Art, die mir überhaupt ni zusagt, (..) und von dahergehend hab ich das Bild einer Schwester schon bestätigt, von daher hab ich auch, weil ich dazu keine Referenz hab, weil es keinen männlicher Pfleger gab, in Aktion gesehen hab, denk ich, würde ich doch sagen, so wie die sich als wenn ich die Schwestern und die Pfleger im Umgang mit den Patienten gesehen hab, das würde ein Mann ni so hinkriegen, dass muss ich sagen. Das hab ich ja selber auch gesehen, obwohl ich mich ni mit ner Schwester vergleichen kann, äh von der Kompetenz und von der Erfahrung und allem drum und dran, ja, da hat man nen anderen Zugang als Frau, sag ich mal, auch wenn das jetzt vielleicht blöd klingt.“ (Lutz, Z. 611-619)

Auch wenn er dabei auf die Erfahrungs- und Ausbildungshierarchie zwischen sich und den

Krankenschwestern hinweist, ergibt sich der bessere Zugang zu den PatientInnen nicht durch eine fachliche Qualifikation, sondern qua Geschlecht. Interessant ist, wie Lutz die weibliche Befähigung kategorisiert; im Vordergrund steht im ersten Schritt nicht Einfühlungsvermögen, sondern die „direkte und ruppige Art“ mit den Patienten umzugehen, die sein Bild einer Schwester bestätigt. Hier zeigt sich die nahezu unbegrenzte Variabilität vergeschlechtlicher Zuschreibungen, die ungeachtet der Widersprüche, die sich darin auftun, geschlechtliche Differenzierungen und Hierarchien reproduzieren (vgl. Wetterer 2002). Durch seinen letzten Satz deutet Lutz an, dass er sich bewusst ist, dass er sich mit dieser Hervorhebung spezifisch weiblicher Kompetenzen im Geltungskreis der Gleichheitsnorm auf einem schwierigen Terrain bewegt. Um das eigentlich veraltete Geschlechterwissen thematisierbar zu machen, gibt er ihm einerseits einen hypothetischen Charakter, da er keine direkten Vergleichsmöglichkeiten in seiner Dienststelle hat, was sich auch an der verwendeten Konjunktivform zeigt („*das würde ein Mann ni so hinkriegen*“). Zum anderen verweist er auf die Patienten, die die Geschlechterdifferenz relevant machen.

L: „Die einzigen Männer waren die Krankentransportleute. Und mit denen sind die Patienten auch meistens ni gut zurecht gekommen, mm ich weiß ni, es is halt (..) Es is ne gewagte These, aber ich würde mal sagen, dass es deswegen, denke ich, dass das äh die Krankenschwestern geeignet sind, weil das eher, so ne Krankenschwester hat irgendwie was Mütterliches. Die kommt dann eben als Mutter an, ach jetzt nehmen sie doch mal ihre Tabletten, jetzt geht’s ins Bett, und hier äh wie geht’s ihnen denn und Stirn fühlen oder was weiß ich, damit verbind, also jedenfalls ich verbinde das jedenfalls mit ner Mutterrolle. Und deswegen denk ich, habe ich den Eindruck, dass die Frau irgendwie besser dafür geeignet is.“ (Lutz, Z. 647-654)

In seiner „gewagten These“ naturalisiert er schließlich die Geschlechterdifferenz und macht sie so zu einer die Arbeitsteilung legitimierenden Plausibilitätsressource, indem er die Sorgearbeit eng mit Mütterlichkeit verbindet. Die Argumentation gleicht dem Konzept des „weiblichen Arbeitsvermögens“; der Rekurs auf positiv besetzte weiblich konnotierte Fürsorglichkeit verschafft den Frauen auf der einen Seite Vorteile, hält aber die Pflege in

dem Status einer Semi-Profession fest, da die Grenzziehung zwischen Laien und Experten dadurch aufgehoben wird. Zugleich zeigen die beiden Beispiele, dass die institutionelle Anerkennung und Reproduktion geschlechtssegregierter Arbeitsfelder im Pflegekontext die Integration von fürsorglicher Praxis in das geschlechtliche Selbstverhältnis junger Männer verhindern kann.

Thomas wiederum belegt in nachstehender Erzählung eindrücklich, wie das Erlernen einer von ihm als weiblich identifizierten Praxis seine Wahrnehmungs- und Denkstrukturen verändert, und wie er diese Veränderung in seine Männlichkeitskonstruktion einbettet. In der Reha-Klinik ist er mit anderen Zivildienstleistenden vorrangig im Hol- und Bringedienst tätig, wird aber hin und wieder auch bei Pfllegetätigkeiten eingesetzt:

T: „Also, den Hol- und Bringedienst würd ich als sogar fast Männerdomäne ansehen. Weil da braucht man auch son bisschen die Physis dafür und muss praktisch ich sag mal 15 km am Tag zurücklegen und äh relativ schwere Güter, also die Patienten hin- und herbewegen. Und es ist halt körperlich relativ anstrengend.“ (Thomas, Z. 220-223)

Die Arbeitsteilung und die Aufteilung in männliche und weibliche Territorien wird hier wieder über die Physis legitimiert. Auffällig ist die Vergegenständlichung der Patienten, der Hol- und Bringedienst wird als mechanische und körperlich anstrengende Tätigkeit beschrieben. Die Männergruppe der Zivildienstleistenden dringt aber auch in „weiblichere Bereiche“ vor:

T: „Ähm, aber wir haben dann auch Sachen übernommen, wie äh die Unterstützung beim Duschen abends, das würde ich jetzt eher in den weiblicheren Bereich einsehen. Aber das hat mir jetzt kein- hatte ich jetzt keine Bedenken oder hat mir auch keine Probleme groß bereitet. Ist es natürlich- wenn man es das erste Mal macht, äh, was ganz Neues. Weil normalerweise duscht man ja niemand anderen. Aber da hat man sich dann schnell dran gewöhnt eigentlich nach dem dritten Patienten, ist das dann normal. Weiß man auch, was möchte der Patient. Äh, wobei möchte er geholfen werden, oder was kann er nicht alleine. Meistens Rücken oder so was. Äh, und andere Sachen macht dann der Patient alleine und das ist dann auch

gut und das ist auch ne Intimsphäre, dass dann die Patienten auch viel alleine machen. Und man muss den Patienten auch, ich finde, unterstützen, dass er trotzdem viel alleine macht und wirklich bloß dabei hilft, was er nicht alleine kann. (I: Ja.) Und da muss man auch so sensibel sein und sich dann son bisschen drauf einstellen natürlich. Aber das äh war jetzt kein Problem für mich.“ (Thomas, Z. 290-302)

Durch das „wir“ unterstreicht Thomas, dass er die geschlechtliche Grenze in Gemeinschaft und nicht als einzelner Mann überschreitet, was ihm Sicherheit verschafft. Die Vergeschlechtlichung der Tätigkeiten, die er selbst reproduziert, führt ihn zur Auseinandersetzung mit seinem Mannsein. Sein Geschlechterwissen beinhaltet zum einen das Wissen um die geschlechtliche Destabilisierung, die potentiell in dem Feld für ihn steckt, zum anderen das Wissen um die „männliche Dividende“, die ihm ein problem- und bedenkenloses Vordringen ermöglicht. Durch seine Positionierung als in dieser Hinsicht unerfahren greift er also auf einen Geschlechterstereotyp zurück, schließt sich ihm an und erzählt sich damit von vornherein als männlich. Seine Normalitätsvorstellungen schließen körperlich intime Nähe und damit fürsorgliche Praxis gegenüber Fremden aus. Anschließend lässt sich anhand seiner Narration der Prozess der Einverleibung analysieren. Das Gewöhnungslernen löst eine Umstrukturierung der Normalitätsvorstellung aus, im Tun eignet er sich die Spielregeln des sozialen Feldes an und führt sie in Wissen über. Die Gewöhnung an die körperliche Nähe und die Routinisierung der Praxis führt in diesem Fall jedoch gerade nicht zur Mechanisierung, sondern zu einer Sensibilisierung. Um die Grenzen des Patienten auszuloten, muss er sich einen Zugang zu seinem Innen offen halten, um die Offenheit der Situation immer wieder dynamisch aushandeln zu können. Diese nun bis auf die leibliche Ebene gedrungene Praxisstruktur bewirkt, dass sich Thomas reflexiv mit seiner Erfahrung auseinandersetzt und schließlich eine abstrakte Erkenntnisleistung vollziehen kann, die für ihn normativen Charakter gewinnt („Und man muss den Patienten auch, ich finde, unterstützen, dass er trotzdem viel alleine macht und wirklich bloß dabei hilft, was er nicht alleine kann.“). Es ist unklar, ob er diese Einstellung (Hilfe zur Selbsthilfe) aus dem Pflegediskurs zieht, um sein Empfinden zu rahmen oder aus seiner fürsorglichen Praxis ableitet. Indem er am Ende

verdeutlicht, dass er der professionellen Anforderung des Pflegeberufes gerecht wird und sich so von 'normalen' Männern noch abhebt („Aber das äh war jetzt kein Problem für mich.“), kann er seine Männlichkeitskonstruktion stabilisieren und zugleich erweitern.

Die von den jungen Männern hergestellte Trennung zwischen diskursiver Exklusion und leiblicher Inklusion weiblicher Berufspraxen transformiert also fürsorgliche Praxis in eine durchaus mit Männlichkeit zu vereinbarende Alltagspraxis. Diese wird in der weiteren Sozialisation zwar selten beruflich kanalisiert, fließt aber als selbstverständlich gewordene (Körper)praxis in den Alltag der jungen Männer ein. Richard drückt diesen Zusammenhang sehr plakativ aus:

R: „Also es ist eine sehr gute Erfahrung für das, ja, gerade fürs Leben als Solches. Irgendwie jetzt weniger für die berufliche Laufbahn, sondern eher so als, als, äh, ja, sozialbildende Maßnahmen.“ (Richard, Z. 349-351)

Vor dem Hintergrund der offenen Übergangskonstellation junger Erwachsener zwischen Anforderungen und Ermöglicungen der Arbeitswelt schafft der Zivildienst auch einen Zugang zur Aneignung berufsfeldspezifischen Wissens. Durch die Eingebundenheit und das eigene Handeln im Feld besteht die Möglichkeit, eigene diesbezügliche Fähigkeiten und Interessen aufzudecken bzw. sich mit seinen Stärken und beruflichen Vorstellungen dazu in Beziehung zu setzen. Für Valentin wurde der Zivildienst so zu einer bedeutenden Größe seiner beruflichen Orientierung und zum „Sprungbrett“ in den Beruf des Altenpflegers:

V: „Das habe ich eben auch durch den Zivildienst gemerkt, dass mir das einfach liegt, mit den Leuten, mit Menschen zu arbeiten. Und Menschen zu helfen vor allen Dingen. ... Also auf jeden Fall, äh, wenn das Studium - das Studium sage ich schon - wenn der Zivildienst nicht gewesen wäre, wäre ich garantiert auch nicht zu dem Beruf gekommen. Also war auf jeden Fall ein Sprungbrett, um das Berufsleben zu starten. Weil man, man stellt sich unter Altenpfleger, wenn man das so hört als Außenstehender, so das Erste wenn man sagt: „Ich bin Altenpfleger.“ kriegt man als Antwort: „Ach, schön hier Hintern Putzen und so.“ Aber da stecken natürlich noch eine ganze Menge andere Dinge dahinter, was, was die Leute nicht so sehen. Das kann man eben, wenn man den Zivildienst macht, kann man da sehr schön

reinschnuppern.“ (Valentin, Z. 83-92)

Valentin entdeckt im Zivildienst sein Interesse und seine Fähigkeit, mit Menschen und für andere Menschen zu arbeiten, was ihn zu einer weitergehenden Ausbildung in der Altenpflege motiviert. Der Einblick in dieses Tätigkeitsfeld, der anderen Leuten fehlt, vermitteln ihm ein differenziertes Bild der Vielfältigkeit und Sinnhaftigkeit der Arbeit mit Menschen. Durch das Interview zieht sich, dass dabei die im Zivildienst erfahrene Anerkennung eine zentrale Rolle spielt. Das Wissen, für die Tätigkeit des Altenpflegers das 'falsche' Geschlecht zu haben, führt Valentin an anderer Stelle dazu, eine Art argumentative „geschlechtliche Passungsarbeit“ (Budde/Willems/Böhm 2009, S. 121) durchzuführen, die es ihm ermöglicht, den Beruf des Altenpflegers zu wählen, der vorher außerhalb seines (geschlechtlichen) Horizontes lag:

V: „Und, und das ist eben, wenn so viele Frauen auf einem Haufen sind. Das geht nicht immer gut.“

I: „Hm. Aber war das jetzt so, dass ein Mann, dass das dem nicht so zugetraut wird oder nicht?“

V: „Nein, das überhaupt nicht. Nein, da gibt es eigentlich keine Probleme. ... Man hat natürlich, einige Bewohner wollen natürlich nicht unbedingt von einem Mann gepflegt werden, da gibt es Abstriche, aber -“

I: „Also Männer oder? Also Männer und Frauen oder?“

V: „Die Bewohner jetzt?“

I: „Ja.“

V: „Nein, die wollen dann halt keine Männer. Die wollen dann nur mit Frauen halt. Das kann man ja auch verstehen. Aber dass jetzt den Männern nichts zugetraut wird im Beruf ... ist mir eigentlich jetzt noch nicht aufgefallen. Irgendwie, dass ich das gemerkt habe, dass irgendjemand sagt hier oder dass es rüberkommt wie: „Du bist ja ein Mann hier, du kannst das nicht so gut wie eine Frau.“ Also so ist es nicht. Ich weiß auch nicht, warum das so wenig Männer machen. Keine Ahnung ob das, also ich empfinde, das ist ein Beruf wie jeder andere auch, also ich finde nicht, dass man sagt: Das ist ein Frauenberuf. Im Gegenteil, das ist, das kann, wenn man auf einer Station landet, wo viele Schwerstpflegebedürftige sind, kann das am Ende genauso

anstrengend sein, wie wenn man jetzt auf dem Bau irgendwo arbeitet. Ich weiß nicht, warum das nun ein typischer Frauenberuf ist. ... Also Putzen tut man auch nicht wirklich, also es sind Reinigungskräfte da. Das würde mich selber mal interessieren, ehrlich gesagt, warum das nun, warum das weniger Männer machen.“
(Valentin, Z. 301-321)

Valentins erste Aussage impliziert eine negative Zuschreibung gegenüber reinen Frauenteamen und suggeriert damit die Notwendigkeit bzw. die positive Auswirkung der Anwesenheit von Männern. Im Folgenden geht Valentin auf die Provokation der Interviewerin ein, die mit ihrer Frage darauf zielt, ob das Vertrauen in Professionalität vom Geschlecht abhängig sei, indem er Unterschiede vorerst generell verneint und diesbezügliche Probleme von sich weist. In seiner weiteren Argumentation wird die Negation des problembehafteten Charakters des Geschlechterverhältnisses jedoch konterkariert bzw. mit Widersprüchen belegt. Valentin beschreibt zwar, dass der Zugang zu den Klienten und die Akzeptanz sich je nach Geschlecht anders gestalten, woran er sich affirmativ anschließt, zugleich kann er keine eigenen Erfahrungen bezüglich der Abwertung seiner Fähigkeiten aufführen. Valentin kann sich die quantitative Dominanz von Frauen in seinem Tätigkeitsfeld und damit das Ausbleiben des geschlechtsindifferenten Berufsbildes nicht erklären, da der Zivildienst ihm die Möglichkeit bietet an ein Selbstwert schaffendes traditionelles Männlichkeitsstereotyp anzuknüpfen. Die Parallelität zur Arbeit auf dem Bau konstruiert er über die berufspraktischen Anforderungen des männlichen Körpereinsatzes, so dass die Pflege zur Schwerstarbeit wird. Zugleich grenzt er das professionelle Handeln von abgewerteten haushaltsnahen Tätigkeiten wie „Putzen“ ab, die an hierarchisch niedriger gestellte „Reinigungskräfte“ delegiert werden. Indem er die Pflege vermännlicht, normalisiert er seine Arbeitserfahrungen in diesem Tätigkeitsfeld – für sich als Mann und davon ausgehend generalisierend für alle Männer. Die praktisch erlebten Unterschiede verlieren in seinem gedanklichen Berufsbild ihre geschlechtliche Färbung, so dass (und gleichzeitig indem) Valentin den Gleichheitsdiskurs der Geschlechter aufgreift und auf sein Arbeitsfeld überträgt. Sein Männlichkeitsverständnis erweitert sich dadurch um die Möglichkeit, eine (für ihn vormals) weibliche Berufspraxis zu ergreifen. Paradoxerweise bewirkt so eine

Vergeschlechtlichung der Tätigkeiten eine Entgeschlechtlichung des Berufsbildes und ermöglicht dadurch eine Erweiterung von Männlichkeit.

Wie das Interview mit Valentin zeigt, verbindet sich das gesteigerte Professionswissen häufig auch mit einer anderen Wertschätzung sozialer Dienstleistungen, die ein Gegengewicht zum gesellschaftlich reproduzierten und finanziell vermittelten negativen Image bilden kann. Allerdings erhöhen diese institutionalisierten Einblicke nicht in jedem Fall die Neigung, sich für einen Beruf im sozialen Bereich zu entscheiden. Für viele junge Männer stellen gerade die erlebte hohe Arbeitsbelastung und das Wissen um die geringe Bezahlung Hürden dar, sich in diesem Bereich zu verorten:

M: „Man weiß zu schätzen, was die Leute dort bringen, also vor allem die Leute, die sich dafür engagieren. Man hat auch Leute kennen gelernt, denen es übel Spaß macht, da zu arbeiten, vor denen kann man nur den Hut ziehen, weil erstmal der Lohn nicht wirklich toll ist und die trotzdem dort 100% geben und sich mit den Leuten beschäftigen, teilweise auch hier für 2 Leute arbeiten müssen und das eigentlich nicht schaffen können, was eigentlich nur traurig ist, dass es viel zu wenig gibt. (...)Ich mein, es war ne Erfahrung und so was wie Pfleger oder so würde ich nie machen, aber es ist eigentlich trotzdem gut gewesen, das mal zu sehen (Martin, Z. 58-63)

Martin reflektiert die Ablehnung des Berufs des Pflegers nicht im Hinblick auf die Vergeschlechtlichung des Berufs, sondern führt dies auf die finanziellen und arbeitszeitbezogenen schwierigen Rahmenbedingungen zurück. Gerade dieser Einblick verändert jedoch seine Einschätzung über den Wert, den die in sozialen Dienstleistungen tätigen Menschen hervorbringen.

Der Zivildienst fungiert so für viele junge Männer zwar als wichtiger Zugang zu sozialen Feldern und als wichtige Informationsquelle für berufliches Orientierungswissen, funktioniert aber nicht zwangsläufig als Rekrutierungsinstanz für soziale Berufe.

Ihre Tätigkeit in weiblich kodierten Praxen und die beschriebenen Strategien der Maskulinisierung und Vermännlichung führen jedoch zu tief greifenden (größtenteils unbewussten) Veränderungen ihres Mann-Seins, die sich in einigen Fällen in einer sichtbaren Modifikation des Männlichkeitsverständnisses junger Männer niederschlagen.

Dies wird sowohl an Brüchen im 'selbstverständlichen' Übergang in den männlich rationalisierten Arbeitsmarkt als auch in der Integration fürsorglicher Praxis in alltägliche familiäre Lebenszusammenhänge deutlich.

4.4 Männlichkeit im Geschlechtervergleich

Wenn bisher eher in den Blick gerückt wurde, wie die jungen Männer ihre Männlichkeit in Bezug auf weibliche Tätigkeiten hervorbringen, wird dieser Blick nun auf die Personen, die diese Praxen ausüben, ausgeweitet. Zivildienstleistende konstruieren ihre Männlichkeit immer auch mit den Frauen und Männern des Berufsfeldes. Hierbei wird deutlich, wie die jungen Männer die Herstellung von Männlichkeit und Professionalität miteinander verschränken. Das unklar definierte Aufgabenfeld der Zivildienstleistenden und ihre häufig niedrige hierarchische Stellung wenden einige junge Männern durch Abwertung und Unterordnung von Frauen im Sinne einer männlichen Bewältigungsstrategie.

Als ein wesentliches Prinzip dieses Prozesses zeichnete sich in den Erzählungen eine Entprofessionalisierung von Frauen ab. Auf die Frage nach Anerkennung gebenden Personen im Zivildienst antwortet Hendrik:

H: „Also, ja also die Belegschaft, die war teils, teils besetzt. Frau und Mann gleich stark, sag ich mal so. Ähm, Anerkennung in dem Sinne, es war eine Sekretärin sag ich mal für uns zuständig. Und äh, zu ihr konnte man kommen mit allen Problemen. Also das war sozusagen wie äh so ne Mama, die zuhört. Also, die war- die hatte wirklich nen offenes Ohr für jeden und für alles, ja.“ (Hendrik, Z. 232-236)

Die soziale Kompetenz der Sekretärin integriert der junge Mann nicht in ihr Berufsbild, sondern macht sie zur „Mama, die zuhört“ und siedelt ihre die Männer unterstützende Tätigkeit in der Reproduktionssphäre an. Ähnlich verfährt Ludwig in einer Situation, in der er mit einer Krankenschwester wegen seiner Unpünktlichkeit in Konflikt gerät:

L: „Und dann hat mir die Stationsschwester gesagt, dass es so nicht geht, du musst um 6 Uhr bei der Übergabe umgezogen in Station bereit sein. Das habe ich bis dahin auch nicht richtig gewusst und dann habe ich, denn die eine Schwester hatte sich darüber beschwert, die war so bisschen wie eine Mutti und die war so bissel komisch und manchmal naja.“ (Ludwig, Z. 190-195)

Die eingeforderte hierarchische Unterordnung unter höher gestellte Frauen auf der Krankenhausstation beantwortet Ludwig mit einer Abwertung und Entmachtung, indem er die „Schwester“ nicht nur tätigkeitsbezogen entprofessionalisiert, sondern durch die Verwendung des Diminutivs gleichsam infantilisiert.

Eine solche Entmachtung thematisiert auch Holger in nachstehendem Zitat:

H: „Aber dann war es so, die andere eben, die die Fahrten koordinieren musste, da war es halt so nen bisschen kritisch. Auf einmal hat man sich wiedergefunden, man ist grad in S-Stadt, aber hat am- 5 Minuten später eine Fahrt in- äh ich sag mal in H-Stadt. Und äh, sowas halt, das heißt da wars eher so von ihrer, weiß nicht, von ihrer Fähigkeit das ganze so gut zu koordinieren, das war halt eher begrenzt. Und dadurch war natürlich das Verhältnis zu ihr auch nicht so gut. Das heißt, wenn man morgens irgendwann von morgens um 7 bis abends um 10 arbeiten musste, weil sies falsch eingeteilt hat, dann war das Verhältnis zu ihr halt gestört, weil sie die Schuldige war. Und äh, das heißt zu ihr ..ging das Verhältnis dann auch, man hat sie eher vom Zivildienst äh haben wir sie eher bisschen belächelt. Und immer so ja, ja, wenn sie irgendwas gesagt hat, ja, ja ist schon gut und jeder hat seinen eigenen Stiefel gemacht.“ (Holger, Z. 389-399)

Die jungen Männer, die den Fahrdienst übernehmen, werden in der Dienststelle von einer Fachkraft koordiniert. Der Fahrdienst bildet die strukturellen Möglichkeiten innerhalb der Dienststelle eine Art Männernische zu bilden, die auch institutionell anerkannt wird. Die Abwertung der Mitarbeiterin macht Holger nicht an ihrem Geschlecht fest, sondern an ihrer „begrenzten Koordinationsfähigkeit“, die das Funktionieren des von den jungen Männern monopolisierten und damit den zum Ausdrucksort der Männlichkeit gewordenen Fahrdienst gefährdet. Indem sie die vermeintlich geschlechtsneutralen Anforderungen der männlichen In-group nicht bedienen kann, wird ihr die Akzeptanz und damit die Unterordnung unter ihr Regime verwehrt.

In einigen Fällen wird diese Art der Abwertung durch eine klare, auch räumliche Abgrenzung unterstrichen:

I: „Und habt ihr irgendwie so- gabs da irgendwie so Mitarbeitertreffen oder so was, wo ihr euch regelmäßig getroffen habt oder auch Stammtisch oder so was?“

N: „Nee, ich glaub da sind Frauen nicht geeignet für..“

I: „Okay.“

N: „Ich sag mal, das ist der Nachteil, dass ich in der reinen Frauenrunde war. Wir hatten noch nen Zivi vom Hausmeister in dem Haus. Den kannte ich auch. Und mit dem bin ich dann schon mal a- wenn ich meinen Dienst zu Ende hatte und er auch, dat wir zufällig gleichzeitig Feierabend hatten, sind wir schon mal ins Dorf und haben nen Bier getrunken. Aber mehr war nicht.“ (Norbert, Z. 386-393)

In Norberts Dienststelle treffen sich die wenigen Männer zu informellen Runden, aus denen Frauen ausgeschlossen werden. Die männliche Geschlechtergleichheit schafft hier eine soziale Nähe, die durch gemeinsame männlich kodierte Freizeitaktivitäten unterstrichen und hergestellt wird. Die Männergemeinschaft fängt die durch die geschlechtliche Sonderstellung im Feld hervorgerufene Verunsicherung ab und vermittelt habituelle Sicherheit, ohne dass dies dem Befragten bewusst ist (vgl. Meuser 2008). Die räumliche Separierung wird durch eine symbolische Differenzziehung unterstrichen, mit der Norbert den Frauen die Eignung für solche Gemeinschaftsrituale abspricht.

Ein weiterer von den jungen Männern viel thematisierter Punkt in frauendominierten Teams, sind Fehden oder zwischenmenschliche Probleme, die sie mit Rückgriff auf Geschlechterstereotype häufig als „Zickenkrieg“ beschreiben. In diesen Zuschreibungen wird homosoziale Weiblichkeit als nachteilig für professionelle Arbeit entworfen. Die jungen Männer nutzen dabei sowohl ihr Mann-Sein als auch ihren Sonderstatus als ‚Mitarbeiter auf Zeit‘, um sich von den Konflikten abzugrenzen. Sowohl Heintz u.a. (1997) als auch Sander (2009) beschreiben als ein Leitmotiv, wie Pfleger ihre Männlichkeit als „wohltuendes Gegengewicht“ (ebd.S. 407) ins Spiel bringen, wenn sie von Schwierigkeiten in Frauentams berichten. Auch wenn dieses Muster im Sample zu finden ist, so erleben die Befragten ihre Rolle vielfach auch als „ambivalent“, wie es die Erzählung von Hans aus dem Mutter-Kind-Kurheim verdeutlicht:

H: „Ähm, ich muss auch sagen, dass im Kinderhaus natürlich nur Erzieherinnen waren und ich war son bisschen der Hahn im Korb. (I: lacht) Und äh, ja, ähm man kriegts halt... dann mit der Zeit kriegt man dann so bisschen was mit so vom Ganzen und da war eben, äh, so nen Konflikt dazwischen äh zwischen Haupthaus

und Kinderhaus. Also zwischen Erzieherinnen und hauptsächlich der Küche. Weil die Küche schimpft über die Erzieherinnen und die Erzieherinnen über die Küche und klar, es ist irgendwo so Reibereien. Und oben im Kinderhaus, muss ich sagen, äh, klingt zwar ganz nett, äh, nur Frauen um mich rum aber äh, nur Frauen ist das sehr schwierig.“

I: „Wieso das?“

H: „Das ist alles sehr, ja, möchte ich sagen, offen sagt ja niemand was. Also vorne rum sind sie alle gute Freunde, aber hintenrum wird dann schon mal viel über den oder die, oder die gelästert und du stehst da immer zwischen den Stühlen. Das war net so einfach. Musst man echt aufpassen, was man zu dem sagt und so. Also es war- es war jetzt net irgendwie so, dass so ne gedrückte Stimmung war, aber wenn man son bisschen, vor allem zum Ende meiner Zivilzeit hin, als man wirklich nen bisschen drin war und denen offen reden konnte, dann war das immer net so einfach, teilweise. Und ich muss sagen, ich hab mich auch vom Haus wirklich gut verstanden und da war diese Spannung zwischen Haus und Kinderhaus, und da steht man als Zivi immer zwischendrin. Das war nicht so einfach.“ (Hans, Z. 312-329)

Hans genießt seine Rolle als „Hahn im Korb“, als Mann kommt ihm eine positiv konnotierte Sonderstellung zu, die er zudem erotisch auflädt. Im Laufe seines Zivildienstes wird er jedoch in die Dynamik der Teamkonstellation und in die Konfliktlinien zwischen den Frauen hineingezogen. Durch seinen Einsatz in beiden Teams ist er ´zwischen den Stühlen´ positioniert, dieser Spannung kann er sich nicht qua anderer Geschlechtszugehörigkeit entziehen. Deutlich ist jedoch, wie er die Kommunikationsstile vergeschlechtlicht und als zwei Pole gegenüber stellt. Frauen kommunizieren „hintenrum“, während er „offen“ mit allen reden kann und sich mit allen Parteien gut versteht. Diese negativen Zuschreibungen gegenüber Frauenrunden, die die Interaktionsmuster bestimmen und ihn verunsichern, überwiegen gegenüber den erotisierenden Momenten, die als vorteilhaft erlebte Verstärker des Sich-Männlich-Fühlens wirken.

Obwohl die jungen Männer ihre Beziehungen zu Frauen häufig durch Dominanz und Unterordnung strukturierend wahrnehmen und im Interview dementsprechend

reproduzieren, zeichnen sich auch gegenteilige Erfahrungen ab, wie Holger erzählt:

H: „Und sonst mit den andern beiden Angestellten, die haben eben- die eine, die hat grade die ganzen Fahrten angenommen und äh die ganzen Termine und wann jemand gefahren werden musste und so weiter. Und das haben wir auch nicht gemacht. Das heißt äh, die Abrechnung äh wie das Ganze jetzt- wie viel Stunden hat derjenige noch über, wie viel Fahrten- oder Fahrtkilometer äh, das wurde von ihr gemanagt und auch gut. Und mit der hatten wir auch unheimlich guten Kontakt. Äh, das heißt es war sehr persönlich mit ihr. Wir haben immer rumgeflaxt, sie kannte die Kunden auch alle persönlich. Das heißt, sie wusste, wenn man sich über den unterhält hier noch ne Anekdote oder so. Das heißt, das war wirklich schön. Da hat man auch im Büro gesessen. Es war ein sehr kleines Büro. Also war kleiner jetzt als hier. Und äh hat man auch da gesessen und hat dann in der Pause sich noch unterhalten.“ (Holger, Z. 380-389)

Die Beziehung der jungen Männer zu der zweiten 'Managerin' beschreibt Holger als äußerst positiv, da eine persönliche, räumliche und wissensbezogene Nähe eine hohe Ähnlichkeit unter ihnen schafft. Das gemeinsame „Rumflaxen“ sexualisiert die Beziehung zwischen den jungen Männern und der Koordinatorin und schafft einen Raum jenseits der professionellen Hierarchien. Darüber hinaus erkennt Holger die Professionalität seiner Mitarbeiterin fraglos an. Auch in den Interviews anderer junger Männer zeichnete sich ab, dass eine Verquickung von formaler Positionsdifferenz und informeller Überbrückung die hierarchisch strukturierte Interaktion geschlechtlich entspannt, dass es also weniger von Bedeutung ist, dass eine *Frau* die Arbeit gut erledigt, als dass eine Frau *die Arbeit gut erledigt*.

Neben den Situationen im Zivildienst, in denen die Zivildienstleistenden nicht nur auf ihr Mann-Sein hingewiesen werden, sondern sich anschließend auch aktiv mit ihrem Geschlecht auseinandersetzen, erleben die jungen Männer auch Momente, in denen ihnen ihr Mann-Sein zwar bewusst wird, dies aber keinen Einfluss auf den weiteren Interaktionsverlauf hat. Der Zivildienst kann also auch einen Kontext darstellen, in dem das Geschlecht (bewusst) vergessen wird. Die jungen Männer machen hier die wichtige Erfahrung, dass es eben nicht nur gesellschaftlich verlangt ist, dass sich Männer und

Frauen gleich behandeln. Sie erleben vielmehr auch Situationen, in denen sie sich nicht nur oberflächlich gleich behandeln, sondern faktisch kennen lernen, dass es irrelevant sein kann, ob Mann oder Frau agiert, selbst dann, wenn die jungen Männer weibliche konnotierte Tätigkeiten (wie z.B. Windeln wechseln, Füttern) verrichten. Diese Gleichheitserfahrungen ermöglichen es den jungen Männern die Bedeutung ihres Mann-Seins zu relativieren, sich von einem ständig erlebten Beweisdruck ihrer Männlichkeit zu entspannen und so auch weitestgehend problemlos weibliche Tätigkeiten mit ihrer Männlichkeit zu vereinbaren.

Eine exemplarische Situation schildert Jürgen:

I: „Und von der Teamzusammensetzung, wie war das? War das sehr weiblich geprägt? Oder männlich geprägt?“

J: „Das war... ziemlich Hälfte Hälfte hätte ich gesagt. (I: Mhm) So ziemlich Hälfte Hälfte. Also in unserem Bereich waren .. ich glaub 4 Männer und 4 oder 5 Frauen.“

I: „Mhm. Und hat das ne Rolle gespielt in irgendeiner Art und Weise?“

J: „... Hmm. Nee, ich glaub nicht. Also, ich glaub, wenn ich alle nehme und dann schaue, dann hats glaub ich keine Rolle gespielt. Nee. Also, dafür waren- es hat ne Rolle gespielt, in welcher Gruppe man war. Weil jede Gruppe wirklich ganz anders war. Auch andere Behinderte hatte. Weil klar war, es gab- es gab bestimmte Behinderte, da konnte auch nur ein Mitarbeiter mit denen. Die sind- die haben vielleicht auch einfach den engen Kontakt gebraucht oder nen dauerhaften Kontakt. Die haben aber auch einfach von anderen überhaupt nichts sagen lassen. Also die- wenn der Mitarbeiter krank war, mussten die auch auf der Wohngruppe bleiben. Weil die, die konnte man quasi nicht guten Gewissens einfach so schnell in die Vertretung geben. Also das heißt, dass sie geschlagen haben, dass sie Sachen durch die Gegend geschmissen haben oder irgendwas.“ (Jürgen, Z. 545-558)

Der junge Mann führt eindrücklich aus, dass Unterschiede und Abgrenzungen im Team nicht entlang des Geschlechts vollzogen werden müssen. Der Individualitäts- und Professionalitätsanspruch der Behindertenbetreuung überlagert die Bedeutung des Geschlechts. Das gilt insbesondere dann, wenn in den Blick kommt, dass Unterschiede weniger zwischen den zwei Genusgruppen, als zwischen anderen inhaltlich differenzierten

Gruppen entstehen. Die Interaktionsordnung der Geschlechter wird hier durch eine an der Differenzkonstruktion der Behinderung angelehnte, die Situation dominierende Interaktionsordnung überblendet, die dazu führt, dass weniger ein geschlechtsbezogenes Wissen aktiviert wird, als eher ein klientenbezogenes Wissen. Der Kontext lässt dadurch für Jürgen eine Gleichheitserfahrung zu.

Ein wesentlich differenzierterer Mechanismus zeigt sich im Umgang der Zivildienstleistenden mit anderen Männern. Männlichkeit wird auch in sozialen Beziehungen der Männer untereinander hergestellt, diese sind durch die „Simultaneität von Gegen- und Miteinander“, „von Wettbewerb und Solidarität“ (Meuser 2008, S. 34) charakterisiert. Wie es bereits mehrfach deutlich wurde, nimmt die Männergruppe in dem (geschlechtlichen) Konfliktfeld Zivildienst eine wichtige Rolle zur Reduktion von Unsicherheit und zur geschlechtlichen Selbstvergewisserung ein. Andreas erzählt hier von seiner Einführung in die Behindertenschule:

A: „Und mein Vorteil war halt auch, ich hatte - mich hat halt der Zivi eingewiesen gehabt. Der hat mich dann halt so mitgenommen: So, jetzt geh mer eine Rauchen! (l.: lacht) Jetz trink mer n Kaffee. Und, ahhhh, die sind lässig! Und so. Und der hat dir halt auch da schon viel Angst genommen gehabt bezüglich, dass de da irgendwas falsch machst oder so. Und da haste halt so'n bissl mitgemacht und mhhh, war ganz schön. Und dann ging halt der Zivi los..“ (Andreas, Z. 670-674)

Die Integration ins Feld wird Andreas durch einen erfahrenen Mann erleichtert. Die Einführungsrituale dienen der männlichen Vergemeinschaftung und repräsentieren die im Feld anerkannte, den Männern qua Geschlecht als professionelle Kompetenz zugeschriebene Lässigkeit, an der sich Andreas orientieren kann. Die Angst verschwindet, bevor sie richtig auftaucht („genommen gehabt“). Im „Mitmachen“ kann er sich die gängigen Praxen aneignen. Die Aufnahme in die männliche Gemeinschaft sichert Andreas Männlichkeit zu, das markiert für ihn den Übergang und die Initiation ins Feld.

Die jungen Männer marginalisieren aber auch andere Männlichkeiten, die ihrem feldspezifischen hegemonialen Männlichkeitsentwurf (vgl. Kap. 2.2.1) nicht entsprechen. Dieser bereits im Zusammenhang mit der verdeckten Exklusion von Frauen aus dem Zivildienst kurz angeschnittene Punkt wird in der Betrachtung nun um den zweiten

geschlechtlichen Pol, den des Mannes, erweitert.

Martins Argumentation stellt ein illustratives Beispiel der Marginalisierung von Männlichkeiten dar:

I: „Meinst du eigentlich, dass man Zivildienst, auch für ausgemusterte Jungen zur Pflicht machen sollte?“

M: „Es gibt ja verschiedene, T1, T2, T3, keine Ahnung, wie sie eingestuft werden. Wenn's wirklich Leute gibt, sagen wir irgendwelche, die selber irgendwie Probleme haben wegen Behinderung oder so was, bei denen kann man das gerne ausgrenzen, weil eher sind die ja die Hilfsbedürftigen, aber Leute, die eigentlich keine großartigen körperlichen Schäden haben, ...ähm...denen sollte man dann doch schon...ich sag mal so, oder zumindest eine verkürzte Zeit, aber die sollten das jedenfalls kennen lernen. Und dafür bin ich, ja.“

I: „Also wärest du sogar dafür, ein soziales Pflichtjahr einzuführen?“

M: „Nen Jahr muss es halt ni unbedingt sein, obwohl gut, es läuft ja dann am Ende auf ein Jahr hinaus. Das ist klar, aber ich denke doch schon. Also für jemanden, der unbedingt Bund machen will, ist es ok, aber...äh...ganz ausmustern, das ist wirklich nur unter Umständen, wie man hat extreme Probleme. Und wenn man dann, ich sag mal so...ob man putzen muss oder sonst was...also alles was mit schwerer körperlicher Arbeit zu tun hat, ist es so, dass man körperlich wenigstens halbwegs fit sein sollte.“ (Martin, Z. 201-216)

Martin gerät in der Beantwortung der Frage nach einem sozialen Pflichtdienst für alle Männer in eine schwankende Argumentationskette. Als für Zivildienst ungeeignet deklariert er vorerst Männer, die „hilfsbedürftig“ sind und mit „großartigen körperlichen Schäden“ zurechtkommen müssen, also deren Lebenslage in Martins Augen durch „extreme Probleme“ charakterisiert ist. Diese generelle Exklusion von hilflosen Männern aus dem Zivildienst rechtfertigt er durch die angeblich notwendige körperliche Belastbarkeit für Putztätigkeiten – obwohl in seiner biographischen Erzählung deutlich wird, dass er die zwischenmenschlichen Lernprozesse im Zivildienst als weitaus wichtiger bewertet als die Anforderungen an seine körperliche Fitness. So schildert Martin einen Gegenentwurf von Männlichkeit, dessen Ablehnung die im Zivildienst hegemoniale

Männlichkeit schützt – und dadurch gleichzeitig diese eben nicht auf stereotyp kraftvermittelte Körperlichkeit reduzierte Männlichkeit verdeckt. So entwickelt er eine paradoxe, aber für die jungen Männer nicht seltene Logik, die seine im Zivildienst erlebte Emotionalisierung durch die Abwehr von Hilflosigkeit aufrechterhält.

Die Zivildienstleistenden vergleichen sich aber auch stark untereinander bzw. mit anderen Männern, die in ihrem Tätigkeitsfeld arbeiten. Diese (geschlechts)interne Konkurrenz wird durch die Funktionalisierung von Anerkennungstransfers ermöglicht. Die jungen Männer können dadurch abschätzen, welche Position sie unter Männern in ihrem sozialen Feld einnehmen.

H: „Also dieses äh gefordert sein von Anfang bis Ende. (räuspert sich) Aber das war doch schon Bestätigung genug, dass sie mich da gewählt hatten, die Urlaubsvertretung zu machen.“ (I: „Aus Anerkennung?“)

*H: „Genau, das hatten die jetzt nicht jeden machen lassen können. Oder eben diesen Premiumjob, dass ich diese Tiefkühlkost ausfahren durfte, wo man da auch Trinkgeld bekommt und so weiter. Das war unter den Zivis war das die höchste Stelle, die hab ich dann auch bekommen und das war auch Anerkennung genug. (I: Mhm) Und so, wenn man gehört hat, äh, dass jetzt die Kollegen im Büro von einem geredet haben, und das die von einem gut geredet haben. Und ich hab auch ein- äh, ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt bekommen, also äh, das war eine eins glatt durch die Bank. Ja.“
(Hendrik, Z. 245-254)*

Die Verantwortungsübertragung im Rahmen einer Urlaubsvertretung deutet Hendrik als Auszeichnung gegenüber den anderen Zivildienstleistenden. Auch der 'Premiumjob' ist für Hendrik „unter den Zivis“ „die höchste Stelle“ und attestiert ihm allein dadurch, dass er den Erwartungen der Dienststelle an junge Männer entspricht, sich also der feldspezifischen männlichen Hegemonie stark annähert und eine hohe Position unter den jungen Männern einnimmt. Nicht minder wichtig ist es für ihn zu erwähnen, dass 'Zuschauer' („die Kollegen im Büro“) diese Anerkennung seiner Leistung ebenfalls verfolgen und ihm in mündlicher und schriftlicher Form spiegeln. An anderer Stelle verdeutlicht er, wie diese Positionierung bzw. Unterordnung auch von den jungen Männern untereinander praktiziert wird. Die Gleichaltrigen nehmen die Organisation ihres

Wettbewerbs selbst in die Hand. Auch hier hebt der Interviewte das Verantwortungsbewusstsein als wichtiges Element für die gegenseitige Bewertung hervor:

H: „Ja. Also es war so, wir hatten nen Kollegen, der hat wirklich jede Woche hatte der nen Auto-, ein Auto Totalschaden, das andere war total verbeult, Parkkarambolage. Also der hat das überhaupt nicht ernst genommen. Und äh, ich hab mir auch gedacht, also was haben die Leute dann da verloren? Also die sind da wirklich da, um irgendwie Spaß zu haben. Die sehen das total- die nehmen das total auf die leichte Schulter. Bei mir war das von vornherein, ich hab das wirklich ernst genommen. Es ist wirklich ne ernste Aufgabe. Ja“ (Hendrik, Z. 406-411)

4.5 Möglichkeitsraum alternativer Männlichkeiten

Wie diese Konstruktionsmechanismen von Männlichkeit (mit Frauen und anderen Männern) auch trotz der Anknüpfung an Männlichkeitsstereotype dazu verleiten können, einen erweiterten Männlichkeitsentwurf für sich anzunehmen, wird im folgenden Beispiel deutlich, in dem Ludwig über ein für ihn zentrales Ereignis im Zivildienst erzählt:

„I: Also Zivildienst an sich hat auch, hat für dich eine Rolle gespielt oder erinnerst du dich an eine Situation, wo Mann-Sein eine Bedeutung bekommen hatte?

L: „Ja. Also würde ich sagen mehrere sogar, also ich kann ja mal kurz eine Situation schildern. Also es war ein relativ junger Mann hmm er war 40 Jahre alt und hatte mit beiden Augen Probleme gehabt und hmm er war sehr, sehr niedergeschlagen als er ankam, Er war so ein kräftiger Mann ja mit bisschen Bart und hat so bitterlich geweint so und dann ich habe versucht bisschen so aufzubauen und am nächsten Tag wurde er operiert na und als ihm ein Tag später Augen (meint Augenbinden) abgenommen wurden, hatte er wieder angefangen zu weinen und ich dachte schon hmm, was ist jetzt denn wieder los hm, aber auf ein Mal ganz gezielt guckte er mich halt an und schüttelte mir die Hand und sagte mir vielen Dank und so und ihr habt mir ein zweites Leben geschenkt und so und er hat gesagt, dass er jetzt alles viel schöner sehen kann und so und er war übergücklich und das war für mich das prägendste Moment und ich hatte viele andere solche Momente, viele kleinere Momente, ja sehe schon Sinnhaftigkeit irgendwie.“ (Ludwig, Z. 682-695)

Auf die Frage nach der Bedeutung seines Mann-Seins im Zivildienst erzählt Ludwig eine Krisenepisode, in der er auf einen anderen Mann trifft, der Hilflosigkeit und Emotionalität öffentlich präsentiert. Es handelt sich dabei nicht um einen alten Mann, sondern einen Mann in den besten Jahren, der Vitalitätswürfe zugleich bedient und ihnen widerspricht. Der Zusammenprall zweier Szenen: der körperlichen Männlichkeitsdarstellung (*„er war so ein kräftiger Mann ja mit bisschen Bart“*) und der leiblichen Expression von Verletzungsoffenheit und Kontrollverlust, stellt für Ludwig eine ungewöhnliche Verbindung her. Den Verlust instrumenteller Handlungsunfähigkeit, die Ludwig aus dem „bitterlichen Weinen“ ableitet, kann er nur schwer aushalten.¹⁸ Er sieht weder eine sofortige instrumentelle Bewältigungsmöglichkeit der Situation noch kann er sich ihr entziehen, was Ludwig auf sein emotionales Erleben zurückwirft. Ihm steht offenbar kein sozialisatorisch erworbener Deutungsrahmen für diese Grenzerfahrung bereit. Dass sich der weinende Mann nicht nur seinen Gefühlen stellt, sondern diese auch noch aktiv in seine Bewältigung einbezieht, ist für den Interviewten vorerst unbegreiflich (*„hatte wieder angefangen zu weinen und ich dachte schon hmm, was ist jetzt denn wieder los“*), da der Patient ihm mit einer Männlichkeitslogik begegnet, in der sich körperlich sichtbare Hilflosigkeit und Männlichkeit nicht ausschließen. Weinen als Ausdruck extremer Gefühle erschließt sich ihm so nicht nur als akzeptabler Bewältigungsmodus unter Männern, sondern erfährt auch eine zusätzliche Deutungsmöglichkeit (von „sehr niedergeschlagen“ hin zu „überglücklich“). Die Situation gewinnt von der ungerichteten zur gezielten Konfrontation mit dem Leib über die körperliche sozial verstehbare Begegnung im Händedruck hin zur explizit wörtlichen Versprachlichung für Ludwig an Anerkennung, so dass die reziproke emotionale Öffnung als möglicher Handlungsmodus legitimiert wird. Die Erfahrung schreibt sich in seinen biographischen Wissensvorrat ein (*„prägendste Moment“*), da sie mit seinen bis dahin geltenden Wahrnehmungs- und Deutungsschemata bricht aber zugleich Anerkennung für diese neu entdeckten Gefühlsebene transportiert.

So stellt sich für Ludwig die Konfrontation mit anderen Männlichkeiten als eine

¹⁸ Die Erfahrung hinterlässt einen so tiefen Eindruck, dass Ludwig beim Erinnern in der Interviewsituation fahrig mit den Händen ringt und vor Aufregung errötet. Den Kontrollverlust und das Weinen des Mannes beschreibt er als „bitterlich“, also „lebhaft schmerzlich“ (Adelung 1793: 1039). Das Situationserleben hat in Ludwigs Wahrnehmung zumindest für den weinenden Mann traumatischen Charakter, es verdeutlicht auch den Bruch mit seinen bisherigen Wahrnehmungs- und Handlungsschemata.

wichtige Erfahrung heraus und schafft das biographische Potenzial, ein Bild zur Verfügung zu stellen, das im Bedarfsfall, wenn Ludwig sich wieder in eine kritische Konstellation versetzt sieht, als Männlichkeitsoption zur Verfügung steht.

Korrespondierend mit der Emotionalisierung junger Männer sind es also auch alternative Männlichkeitsangebote, die einen Eindruck bei den Zivildienstleistenden hinterlassen und auf ihren eigenen Männlichkeitsentwurf zurückwirken. Diese Vielfalt von Männlichkeit öffnet den geschlechtlichen Horizont der jungen Männer sowohl in kritischer als auch angenehmer Art und Weise.

H: „Das war eigentlich schön. Auch die Vielfalt, die man da hatte. Das man nicht nur die Freunde aus seiner eigenen Stufe hatte, sondern viele auch- zum Beispiel ein Koch, der halt ganz anders denkt und da auch ganz anders mit den Leuten umgeht. Das war- war unheimlich toll.“ (Holger, Z. 104-107)

Die ehemaligen Zivildienstleistenden berichten auch von professionellen männlichen Charakteren, die Kollegialität, Einfühlungsvermögen und Verantwortungsbewusstsein repräsentieren und mit ihrer beruflich hohen Position vereinen.

H: „Und aus dem medizinischen Bereich da war ein Mann, der- aus so ner Krankenpflege war ein Mann der Chef und mit dem hat man eigentlich auch relativ viel Kontakt, wenn man zum Beispiel beim Kunden war und da müsste mal wieder jemand hin oder so. Das heißt, da hat man dem dann einfach Bescheid gesagt und äh, mit dem war es auch sehr, sehr persönlich. Das heißt, der war sehr kommunikativ und sehr verständnisvoll, das heißt der hat zum Beispiel bei so nem Hausnotrufeinsatz jemand- einmal war es so, hat sich jemand wirklich ähm, war total verkotet und ähm dann, wir mussten das nicht wegmachen. Das heißt, die haben dann gesagt, klar du kannst das wegmachen, wenn du sagst, du ekelst Dich nicht davor. Aber sonst hat der auch sofort gesagt, komm dann ruf mich, auch wenn es nachts um 3 ist oder so. Und dann konnten wir ihn halt anrufen und das war unheimlich persönlich mit dem.“ (Holger, Z. 400-409)

Die zugesagte Unterstützung, die präsentierte Verfügbarkeit und die enge persönliche Beziehung überzeugt Holger, sich in Belastungssituationen zu offenbaren und affektive

Zumutungen thematisieren zu können. Der Vorgesetzte aus der Krankenpflege verdeutlicht ihm, dass 'die Chefetage' nicht ausschließlich ein traditionelles Männlichkeitsverständnis verlangt, sondern Erweiterungen der männlichen Hegemonie durchaus produktiv in institutionelle Ablaufmuster eingebunden werden. Hier deuten sich auch personalpolitische Veränderungsmöglichkeiten auf struktureller Ebene an, die entgegen dem stillen Kompromiss der Frauen- und Geschlechterforschung nicht von Frauen ausgehen (sollen) (z.B. Förderbereich „Frauen an die Spitze“ des BMBF), sondern von Männern in Funktionspositionen.

Im Rahmen eines Abschlussplädoyers für einen sozialen Pflichtdienst für junge Männer entwirft Friedrich den Zivildienst explizit als einen solchen Ermöglichungsraum für andere Männlichkeitsentwürfe:

F: „Aber ich glaube eigentlich für junge Männer wäre es, glaube ich, doch was, einfach mal aus ihren ja, sag ich mal, weiß nicht, Platzhirschgehabe oder sonst irgendwas, mal von dem Sockel zu holen und sagen, pass mal auf, es geht auch anders irgendwo.“ (Friedrich, Z. 483-486)

Insgesamt zeichnet sich der Zivildienst dadurch aus, dass er junge Männer darin unterstützen kann, sich eine Distanz zu hegemonialen Normen des Geschlechts bzw. der Männlichkeit anzueignen. Er bietet das Potenzial heterogene Männlichkeitsentwürfe für die Zivildienstleistenden verfügbar zu machen, die sich nicht nur an oberflächlich leistungsorientierte und traditionalisierte Männlichkeit anlehnen müssen, sondern mit denen auch öffentlich Schwäche gezeigt und trotzdem für sich beansprucht werden kann, Mann zu sein. Die sozialisatorischen Erfahrungen im Zivildienst ermöglichen den jungen Männern einen bewussten, distanzierten Umgang mit Männlichkeit und ihrem gelebten Mannsein aber auch gesellschaftliche Verwehrungen zu erkennen und mit einer größeren Vielfalt an Männlichkeitsentwürfen und den Praxen ihrer Herstellung zu begegnen.

Das Sozialisationsfeld Zivildienst erweist sich resümierend als institutionell zur Verfügung gestellter geschlechtlicher Orientierungs- und Experimentierraum für junge Männer. Schon vor Beginn des Dienstes und anschließend immer wieder wird den jungen Männern ihre Männlichkeit eindrücklich vor Augen geführt. Die Offenheit des Zivildienstes für immer neue Variationen von Männlichkeit und deren Konstruktionen ermöglicht nicht

nur eine Kontinuierung von traditionellen Männlichkeitsentwürfen. Vielmehr erweist sich der Zivildienst als sozialisatorischer Gestaltungsraum, der sowohl geschlechtsbezogene Gleichheitserfahrungen als auch Erweiterungen von Männlichkeit und den damit in Verbindung stehenden Bewältigungsmustern ermöglicht. Die Situationen, in denen Entscheidungen für einen Bewältigungsmodus getroffen werden, sind – das ist bedeutungsvoll – durchgängig auf einer handlungspraktischen Ebene und vermehrt in weiblich konnotierten Berufsfeldern angesiedelt. Der Körpereinsatz in diesem Feld verlangt von den jungen Männern eine absolute Präsenz im Hier-Und-Jetzt und erwirkt damit eine direkte leibliche Auseinandersetzung mit anderen Männern und Frauen. Diese Begegnungen tragen das Potenzial den jungen Männern einen Zugang zum emotionalen Innenleben zu eröffnen und stellen eine Erweiterung der beruflichen Orientierung in Aussicht. Auf diese Weise entsteht eine beständige Aktualisierung ihrer Männlichkeit, die (auch präreflexiv) eine Aneignung von Geschlechterwissen auf unterschiedlichen Ebenen generiert. D.h. die jungen Männer kommen nicht umhin Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfe zu erleben und sowohl den handlungspraktischen Umgang mit ihrem Körper, als auch ihre oft verdeckte Gefühlswelt kennen zu lernen und sich (kritisch) mit Geschlechterstereotypen auseinanderzusetzen. Diese geschlechtlichen Lern- und Transformationsprozesse unterstützen sie dabei maßgeblich in selbstbestimmten Männlichkeitskonstruktionen. Die Selbstentfaltung zielt mehrheitlich auf einen feldspezifischen hegemonialen Männlichkeitsentwurf ab, der durch Verantwortungsbewusstsein, sinnhaften und leistungsbetonten Aktivismus in Verbindung mit Solidarität und sozialer Reflexivität charakterisiert werden kann. Das im Sozialisationsfeld Zivildienst erworbene erfahrungsbasierte Geschlechterwissen und die damit verbundenen körperleiblichen Praxen wirken für die jungen Männer als nachhaltiges Moment ihrer männlichen Sozialisation.

5 Einzelfallrekonstruktion von Theo

Biographisches Kurzporträt:

Theo wird 1984 in B-Stadt geboren. Mit drei Jahren zieht seine Familie mit ihm in eine nahegelegene Kleinstadt, in der er mit beiden Elternteilen und zwei Brüdern zusammenlebt. Nach seiner Schulzeit am Gymnasium beginnt Theo direkt mit dem Zivildienst im Kontext der offenen Behindertenhilfe und individuellen Schwerstbehindertenbetreuung in B-Stadt. Anschließend entscheidet er sich dafür, als Industriekaufmann ausgebildet zu werden. Zwar übernimmt die Ausbildungsfirma Theo sofort, er wechselt aber nach etwas über einem Jahr in die Immobilienfirma seines Vaters. Hier avanciert er zum Geschäftsführer und erweitert das Familienunternehmen. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Theo mit einer Erzieherin verheiratet, die als Sekretärin in seiner Firma arbeitet.

Zum Interviewverlauf:

Theo wurde nach der telefonischen Kontaktaufnahme über seine Sekretärin im November 2009 interviewt, fünf Jahre nach seinem Zivildienst. Im Büro seiner Immobilienfirma, in dem das Interview stattfand, war eine Atmosphäre intensiven Arbeitens wahrnehmbar. Aus anliegenden Zimmern waren unablässig Arbeitsgeräusche zu hören. Bereits vor dem Interview verwies Theo auf seinen Entscheidungshintergrund für das Interview: er habe zwar wenig Zeit, halte den Zivildienst selbst und die Dokumentation seiner Erfahrungen damit aber für wichtig. Das Interview dauerte etwa eine Stunde. Sofort fiel die starke chronologische Raffung seiner Eingangserzählung auf, nur einigen Erzählepisoden verlieh er einen höheren Detaillierungsgrad. Entsprechend viel Bedeutung kam dem Leitfaden und Nachfragen zu. Gerade zu seinen ersten Lebensjahren schwieg sich Theo aus, auch Bezugnahmen auf Familie blieben spärlich. Das Thema Zivildienst hingegen nahm viel Gesprächsraum ein, hierzu entwickelte Theo einige Erzählpassagen mit narrativer Qualität.

5.1 Mobilität und Schnelligkeit

I: Also, Sie haben ja vor ungefähr 5 Jahren Zivildienst gemacht, und mich interessieren zum einen die Erfahrungen dort, aber auch insgesamt eben, was Sie sonst erlebt haben, wie Sie aufgewachsen sind, was Sie nach dem Zivildienst gemacht haben. Deswegen bitte ich Sie einfach mal ihr Leben so ausführlich wie möglich zu erzählen und alles was Ihnen wichtig ist, also Dinge oder Erfahrungen, Erlebnisse, und ich werde jetzt einfach erst mal zuhören und Sie reden.

T: Ja gut, geboren bin ich am 28.06.84, ähm, in B-Stadt. Hab dort erst, ähm, die ersten drei Lebensjahre verbracht. Dann sind mer aufs Land gezogen, nach N-Stadt. Ähm, nach dreizehn Jahren dann hierher nach M-Stadt und ...ja, hab's Gymnasium in L-Stadt besucht bis zur Fachhochschulreife. Hab dann danach direkt mit dem Zivildienst begonnen. Also ohne Ausbildung und gar nix. War beim ASB in B-Stadt im Bereich der offenen Behindertenhilfe und individuellen Schwerstbehindertenbetreuung. Also die Abkürzung ISB (lacht). (Z.1-13)

Theo beginnt die Erzählung seines Lebens mit seinem Geburtsdatum. Nachdem er die Erzählaufforderung ratifiziert und sich zunächst über Zeit und Ort positioniert, wechselt er in der Beschreibung des ersten Umzugs vom „ich“ zum „wir“ und führt damit implizit die Familie als Ereignisträger ein. Seine Eingangserzählung orientiert sich stark an der Darstellung von Mobilität und dem institutionellen Ablaufmuster seiner ersten Qualifikationsschritte, auch wenn er weder deutlich als Handelnder auftritt noch Erlebniskontexte entfaltet. Die räumlichen Hin-und-Her-Bewegungen zwischen Stadt und Land findet in der Statuspassage der Schulbildung statt. Die Fachhochschulreife markiert zunächst das Ende dieser knappen Andeutung einer linearen Entwicklungsdynamik. Den 'harten Fakten' seines Lebenslaufs setzt Theo keinen Alltag entgegen, der stark normative Erzählstil lässt weder widersprüchliche Erfahrungen noch Detaillierungen zu. Er unterstreicht die Bedeutungszuweisung an den institutionellen Qualifikationsprozess durch den kurzen Verweis auf seine fehlende Ausbildung zum Beginn des Zivildienstes. Seine bisherigen Sozialisationserfahrungen wertet er hinsichtlich seines Tätigkeitsfeldes ab, die Markierung eines fehlenden professionellen Vorwissens im Übergang in den Zivildienst deutet bereits seinen 'Praxisschock' an.

Beim Zivildienst angekommen, entzerrt Theo das erste Mal seine bisher unpersönliche Erzählung. Mit dem Nachschub des institutionell geprägten Akronyms für die Dienststellenbezeichnung identifiziert er sich zunächst als 'passend' für das erwartete Forschungsinteresse der Interviewerin, indem er seine (ehemalige) Zugehörigkeit durch den Rückgriff auf kontextspezifisches Wissen beweist. Das hohe Tempo und die Zielstrebigkeit seines Erzählens zum Interviewbeginn auf den Zivildienst hin legt eine bewusste Auswahl thematischer Relevanzsetzungen nahe. Zugleich präsentiert er sich durch das gewählte Tätigkeitsfeld als besonders engagiert. Unter Zivildienstleistenden gilt die individuelle Schwerstbehindertenbetreuung durch notwendigerweise flexible Arbeitszeiten und emotional anspruchsvolle Beziehungsverhältnisse als elitäres Arbeitsfeld (vgl. BMFSFJ 2001).

Im Anschluss beschreibt er sein Handlungsfeld im Zivildienst, besondere Aufmerksamkeit schenkt er der großen Variationsbreite bezüglich seiner Arbeitsinhalte, dem Klientel und dem institutionellen Kontext.

War dann einfach- Und war eingesetzt in einer, ähm, Behindertenschule in N-Stadt, hauptsächlich. Das war eigentlich meine Haupttätigkeit. Hab dann aber im Zuge der Individuellen Schwerstbehindertenbetreuung immer mal wieder verschiedene Einsätze gehabt. War bei einer älteren Dame, die im Rollstuhl gesessen ist, aufgrund von äh, missglückter Bandscheibenoperation. Ähm, ja das ist halt so Haushaltshilfe und man hat da alles mitgemacht, gekocht, Toilette geputzt. Ähm, ich musste der Dame auch bisschen helfen, so, weil sie halt selber net immer eigenständig auf Toilette gehen konnte. Weil sie schon bisschen älter war. Und ähm, ja. Ansonsten immer mal zwischendurch kleine Einsätze, wenn man so als Springer eingesetzt war. Ähm, egal ob jetzt Kindergarten oder im Privathaushalten. Immer halt hat man dann meistens auch Kinder betreut. (Z.13-22)

Obwohl er seine Haupttätigkeit zuerst einführt, expliziert er sie nicht weiter. Vielmehr weist er seinen 'Nebentätigkeiten' im Rahmen der individuellen Schwerstbehindertenbetreuung eine größere Bedeutung zu. Exemplarisch erzählt er von der Pflege einer älteren Dame. Auffällig ist zunächst sein Pronomenwechsel vom neutralen „man“ bei kleinen und spontanen Einsätzen als „Springer“ zum selbstbezogenen

„ich“. Mit diesem erzählstrukturellen Distanzabbau unterstreicht er den intimen Charakter seiner Unterstützungsleistung beim Toilettengang, die er von den übrigen aufgezählten Tätigkeiten der „Haushaltshilfe“ abgrenzt. Besondere Bedeutung kommt paradoxerweise auch dem Herunterspielen der persönlichen Relevanz dieser Situation zu: die Angewiesenheit durch die „missglückte Bandscheibenoperation“ und das hohe Alter der Dame legitimieren seine körpernahe und sorgende Arbeit in einem intimen und schambesetzten Kontext. Das Erzählen darüber fällt ihm sichtlich schwer. Theo springt ohne weitere Explikationen in den anfänglichen distanzierten Erzählmodus zurück. Mit den vielfältigen Verantwortungsbereichen „egal ob jetzt im Kindergarten oder im Privathaushalt“ und Bezugsgruppen seines Handelns, deren institutionelle Zuweisung er nicht weiter thematisiert, stellt er seine Verfügbarkeit als 'Alleskönner' heraus und knüpft damit an seine eingangs entwickelte Mobilitätsthematik an.

5.2 Die Wehrpflichtentscheidung

I: Was waren da so, wie kam das dazu, dass Sie sich dafür entschieden haben?

T: Kein Griff zur Waffe. Nee, äh, sowas wie Bundeswehr und Krieg find ich generell blöd. Konflikte kann man auch anders lösen.

I: Und das war so die ...?

*T: Ja, ähm. Alles was irgendwie mit Krieg, Bundeswehr und sonstigem zu tun hat, verabscheue ich zutiefst. Und ich find auch, junge Leut sollte man da net in die Richtung bringen. Weil, ich kenne sehr viele, die beim Bund sind oder waren. Die haben zum Teil ne bissel rechtsradikale Einstellung. Also grad, wenn man die junge Leut in die Altenpflege und vielleicht auch, weiß net, ob das Wort politisch korrekt ist, Behindertenbetreuung mit einbindet. Ähm, das fänd ich halt besser, weil da lernen die jungen Leut, die meistens aus mehr oder weniger intaktem Elternhaus kommen, und immer da schön in Watte gepackt worden sind, dass es halt anders ist auf der Welt. Und- aber dass es auch wichtig ist, dass man auch für andere Leut da ist. Ähm, net immer bloß sich selber im Mittelpunkt sieht, sondern halt auch merkt, es gibt Leute, denen geht's schlecht und um die muss man sich kümmern.
(Z.107-120)*

Die Entscheidungssituation der Wehrpflicht greift Theo als exemplarisches Moment seiner generell pazifistischen und zivilmoralischen Orientierung auf und entwirft einen Komplex normativer Argumentationen für die Kriegsdienstverweigerung. Seine kognitive Ablehnung des Krieges, der Institution Bundeswehr und einer militärischen Konfliktbearbeitung hebt er durch einen stark affektiven Selbstbezug („*verabscheue ich zutiefst*“) hervor. Eine sinnhafte Sozialisationswirkung der Bundeswehr stellt er gänzlich infrage, indem er ihr einen (rechts-)radikalisierenden politischen Einfluss zuschreibt, der seinem und dem gesellschaftlichen Wertekanon entgegensteht. Den Zivildienst dagegen entwirft er als positiv konnotiertes Sozialisationsfeld und als Gegenwelt zu Vereinzelung, Selbstzentrierung und Entsolidarisierung in der Gesellschaft, in der die Sorge um andere gelernt und als Norm anerkannt wird. Sein vorsichtiger Rückgriff auf den Terminus 'Behindertenbetreuung' verdeutlicht einerseits Verbundenheit und persönliche Erfahrung mit auf Hilfe angewiesenen Menschen, andererseits distanziert er sich durch sein Unwissen ob der 'political correctness' von der Allgemeinheit. Bezogen auf Erfahrungen des egozentrierten Umsorgtwerdens im Elternhaus, stellt der Zivildienst für ihn eine Differenz Erfahrung dar, was seinen durchlebten Praxisschock und möglicherweise die bewusste Ablösung bzw. Distanzierung von einer familiären Verortung spiegelt. Die im System der Zweigeschlechtlichkeit angelegte Differenz (weich/hart) wird hier nicht zwischen den beiden Institutionen Zivildienst und Bundeswehr aufgespannt, sondern auf eine zeitliche Ordnung von Sozialisationsfeldern verschoben. Indem der militärische Topos der Abhärtung und der (schmerzhaften) Transformation zum erwachsenen Mann auf die Institution Zivildienst bezogen und der Kampf um die Gesellschaft von der militärischen auf die soziale Front verlagert wird, kann Theo sich das Arbeitsfeld als männliches aufschließen.

I: Und wie kam das dazu, dass Sie sich grade für die Stelle beworben haben, oder dort eben hingekommen sind?

T: Na gut, ich hab mich bei mehreren beworben, und äh, hat man so was wie Vorstellungsgespräche und so. Wird eingeladen. Und die haben mir das auch gleich erläutert dann. Wird man eingesetzt in ner Behindertenschule, wird aber noch in Ferienzeit jetzt zum Beispiel woanders eingesetzt. Und das war genau das, was ich wollte.

I: Also Behindertenhilfe war schon mal gut?

T: Ja, also in dem Bereich wollte ich. Weil es gibt ja auch Zivis, die machen irgendwo den Hausmeister im Altersheim. Lungern die dann den ganzen Tag kiffend in ihrem Zimmer rum, und wechseln irgendwann mal ne Glühbirne aus und das war's dann. Ich wollt wirklich auch was tun. Äh, ja, jetzt net bloß ne lockre Kugel schieben. Das war noch nie so mein Ding. (Z.132-142)

Erst die Nachfrage zur Dienststellenwahl zeigt eine Passung zwischen Theos diffuser Aktivitätsorientierung und der Gelegenheitsstruktur der Behindertenschule. Seine Entscheidung findet nicht antizipativ vor dem Hintergrund einer bewussten Interessenskonstellation statt, vielmehr reagiert er mit der Zusage auf das Integrationsangebot seiner Handlungsorientierung. Die intentionale Rahmung „war genau das, was ich wollte“ findet retrospektiv statt. Mit der Dienststellenwahl grenzt er sich zugleich hierarchisch von anderen Zivis ab, deren mangelnde Identifikation mit ihrem Tätigkeitsfeld, Unproduktivität und Verantwortungsunbewusstsein er stark abwertet. Theo greift die Metapher vom zivildienstleistenden 'Drückeberger' auf, die „*bloß ne lockre Kugel schieben*“, setzt sie aber als internes Hierarchisierungsmoment innerhalb des Sozialisationsfeldes ein. Zu seiner Abgrenzung dazu mobilisiert er die biographisch ins Unendliche verlängerte Vergangenheit, streicht eine Kontinuität seines leistungsorientierten Charakters heraus und naturalisiert damit seine statusbezogene Überlegenheit unter Männern.

5.3 Grenz- und Differenzenerfahrung als Modus der Erfahrungsverarbeitung

Theo erzählt vom Zivildienst vor dem Hintergrund der Erfahrungsstruktur der Grenz- und Differenzenerfahrung. Mit dem Eintritt in das Sozialisationsfeld erlebt er Brüche in seinen bisherigen Wahrnehmungs- und Handlungsstrukturen. Fremdheit erlebt er einerseits in der Konfrontation mit Hilflosigkeit und Krankheit anderer junger Männer, andererseits durch seine Sonderposition als einziger Mann im Frauenteam, auch wenn diese ihm interaktiv Kompetenz qua Geschlecht zuschreiben. In dieser ambivalenten Situation zwischen Sicherheit und Unsicherheit entstehen heterogene und untypische Männlichkeitskonstruktionen.

Die Konfrontation mit Angewiesenheit

Auch wenn Theo seine Tätigkeiten im Zivildienst als „Springer“ rahmt, kommt der festen Betreuungsperson, die er die ganze Zeit über in der ISB begleitet, eine größere biographische Bedeutung zu.

In der Schule in Neckarsulm hab ich eigentlich nur eine feste Betreuungsperson gehabt. Das war der Marcel. Ein kleiner Franzose. Ähm, wobei klein, ist ein bisschen untertrieben. Er war für sein Alter sehr groß. Hat nen Wasserkopf gehabt, von Geburt an. Ähm, und war mehrfach schwerstbehindert. Sowohl geistig als auch körperlich. Hat eine unbändige Kraft gehabt, als ich dorthin gekommen bin, mussten wir ihn- wurde er zu dritt immer gewickelt. Also selbständig auf Toilette gehen war net drin. (Z.22-27)

Zur Einführung des betreuten Jungen greift Theo auf den pädagogischen Bezug zurück, seinen Namen und eine liebevolle Verkindlichung gebunden an eine nationale Zugehörigkeit. Die medizinische Kategorisierung der Behinderung steht hinten an, für deren Beschreibung er auf körperlichen Differenzsetzungen aufbaut. Die vorsichtige Relativierung der Körpergröße („für sein Alter sehr groß“) verweist auf seine Orientierung an gesellschaftlichen Normierungen des Körpers, die er zur Konstruktion von Abweichung und Fremdheit nutzt. Die gemeinsam aufgebaute Beziehung stützt sich jedoch nicht auf den institutionell hergestellten Deutungsrahmen einer strukturellen Dysfunktionalität und Angewiesenheit. Die mit Behinderung assoziierten Stereotype des hilflosen schwachen Kleinen bricht er durch die kontradiktorische Beschreibung seiner Körperlichkeit, für die er andere Differenzsetzungen einspannt („sehr groß“, „unbändige Kraft“), so dass Unselbständigkeit und Angewiesenheit ohne Widerspruch neben Stärke und Durchsetzungsvermögen stehen. Für Theo ist diese eigentlich paradoxe Verbindung im Alltagswissen repräsent, so dass er seine Erfahrung einerseits über die antithetische Beschreibung vermittelt, andererseits auf die verdichtete Beschreibung typischer und symbolkräftiger Situationen zurückgreift. Die entfaltete Alltagssituation des Wickelns zeigt, wie das kollektiv konstruierte Körperwissen bestimmte institutionelle Praktiken auslöst und hierarchische Differenzen reproduziert. Ihre biographische Bedeutung für Theo liegt aber auch in der unerwarteten und in seiner bisherigen Sozialisation nicht

gelebten Erfahrung der Gleichzeitigkeit von Stärke und Hilflosigkeit, von Kontrolle und Kontrollverlust: Marcel hat zwar seinen Körper nicht unter Kontrolle, kontrolliert aber durch seinen Körper die Situation.

Ähm, wobei es hat sich dann mit der Zeit verbessert, ich hab dann auch ähm, ja halt dass er klare Strukturen braucht und auch ne feste Hand. Deswegen war das ganz gut, die Leu- die Lehrerinnen haben sich gefreut, dass da endlich nen Mann kommt. Früher warn immer FSJ'lerinnen. Ähm, die dann halt auch net den Einfluss auf ihn gehabt hätten. Und mit mir hat er sich ganz gut verstanden, das war immer recht lustig. (Z.27-31)

Erst mit der Entstehung „klarer Strukturen“, der erwartbaren Unerwartbarkeit in Marcells Alltag, bilanziert Theo die Beziehung positiv. Die spontanen Ausbrüche aus Interaktionsverläufen zähmt Theo mit seiner „festen Hand“, er bewältigt die Reaktion durch den Rückgriff auf das kulturell verfügbare Stereotyp väterlicher Kontrolle. Dieses verknüpft er assoziativ mit dem männlichen Geschlecht. Gerade auch durch die erlebte Bestätigung durch die Frauen vor Ort baut er einen geschlechterbezogenen Essentialismus auf, das System der Zweigeschlechtlichkeit löst die Bindungsarbeit als Erklärungsmuster ab. Die Mitarbeiterinnen erleichtern seinen Eintritt als Mann ohne professionelle Wissensbestände in den mit Weiblichkeit assoziierten, weil frauendominierten Raum durch eine geschlechtsbezogene Kompetenzzuschreibung.

Zur Plausibilisierung zitiert er indirekt die Lehrerinnen in ihrer hierarchischen Differenzsetzung zwischen FSJlerinnen und ihm als Zivi.¹⁹ Auch hier verbindet Theo die Geschlechterdifferenz mit einem Kompetenz- und Hierarchiegefälle, das seine Erfahrung als Leistung und zugleich 'natürliche' Selbstverständlichkeit rahmt. Die Grenzen von Professionalität, im Sinne der Herstellung von Gewissheit, werden zudem durch die Gleichgeschlechtlichkeit der Lehrerinnen und den weniger wirksamen FSJlerinnen verwischt. Über die Relevanzsetzung der Geschlechterdifferenz erzählt sich Theo ein professionelles Alleinstellungsmerkmal an, und wertet die gute Beziehung zu Marcel als

19

Das indirekte Zitat ist nur im plötzlichen Wechsel seines Sprachmodus und phonetischer Veränderung erkennbar, die Wortwahl hingegen passt sich in sein 'typisches Vokabular' ein.

Ratifizierung und Anerkennung dessen. Die allseitig konstruierte Verbindung von Männlichkeit und Professionalität erlebt Theo als positiv und befreiend („war immer recht lustig“). Geschlecht wird für Theo zum symbolischen Kapital, es macht die reflexive Auseinandersetzung mit Männlichkeit und Weiblichkeit überflüssig.

*Nur hatte er halt manchmal voll die Aussetzer gehabt, wo er dann andere Kinder prügeln wollt und den ihren Spielsachen geklaut hat. Und ähm, dann halt auch recht aggressiv gegenüber denen war. Und ein unbändiges Kraftpaket, als das kann mer- also wenn der mal richtig so, ähm sein Hänger gehabt hat, da mussten mern dann schon mit aller Kraft festhalten. Und ich mein, ich war damals net der Schwächste, hab im Fitnessstudio trainiert gehabt, aber der war kräftig (lacht)
(Z.31-36)*

Den unkomplizierten Beziehungsverlauf zwischen den beiden unterbrechen spontane „Aussetzer“. Die gewaltsamen und übergriffigen Intentionen Marcells rahmt Theo durch die Bezugsgrößen der Krankheit und der Anwesenheit Schutzbefohlener als abweichendes Verhalten und Kontrollverlust. Körperlicher Kraft kommt in dieser normativen Situation („mussten mern mit aller Kraft festhalten“) die Bedeutung einer professionellen Handlungsressource zu, über ihre Notwendigkeit wertet er zugleich seinen körperbetonten Männlichkeitsentwurf auf. Die private Körperpraxis im geschlechterunspezifischen Raum des Fitnessstudios münzt Theo als geschlechtsspezifischen Professionalitätsbaustein um. Indem er seinen Körper nicht als Verbindung zwischen den freizeit- und arbeitsorientierten Räumen konzipiert, sondern andersherum als Ausgangspunkt von professioneller Praxis und Hobby, konfundieren seine kognitiven Konzepte von Professionalität und Geschlecht.

Für Theo schließen sich in der Beziehung zu Marcel Spaß und Ernst zu einem Kräftemessen unter Männern zusammen, der die beiden auf einer körperlichen Ebene verbindet, so dass die entstehende Belastung als Herausforderung erlebt wird und beiden Männlichkeit zusichert. Interessant daran ist, dass die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (vgl. Kap.2.3.3.) hier mit einem schwerst Mehrfachbehinderten stattfinden: d.h. Kokonstrukteur der Männlichkeitskonstruktion von Theo ist ein Junge, dessen sich entwickelnde Männlichkeit unabwendbar durch Hilflosigkeit strukturiert ist. Infolgedessen

schließen sich Hilflosigkeit und Männlichkeit nicht gegenseitig aus, vielmehr mündet die kompetitive Strukturformel im Fürsorgekontext in eine feldspezifische inhaltliche Variation von Männlichkeit. Der paradoxe Zustand, dass Angewiesenheit beiden jungen Männern Männlichkeit verleiht, stellt sich für Theo reflexiv betrachtet als Sinnüberschuss dar und löst ein Stolz und Verlegenheit zugleich spiegelndes Lachen aus.

Habs dann aber, ähm, hab also ziemlich gute persönliche Bindung zu ihm aufgebaut, ähm. Der hat mich schon immer von weitem begrüßt, ähm wenn er aus dem Bus gekommen ist. Ich war seine Zielperson dann. Das hat super geklappt. Das hat mir auch viel Spaß gemacht. Ähm, ganz am Schluss haben wir den dann soweit gehabt, dass es gereicht hat, wenn ich ihn alleine gewickelt hab, oder mit der FSJlerin zusammen. Wir haben das schon nach und nach etwas besser hingekriegt. Ja.(Z.36-41)

Die im pädagogischen Rahmen legitimierte aus körperlich intimer Annäherung entstehende gefühlvolle Beziehung verstärkt die wechselseitige Angewiesenheit, ermöglicht dadurch beiden ein selbständigeres Handeln und vermittelt Theo Anerkennung seiner Person und seiner semi-professionellen fürsorglichen Praxis, was sich in erleichterten Arbeitsabläufen bemerkbar macht. Das Anschließen an die kraftvermittelte Verknüpfung von Professionalität und Männlichkeit transformiert das Professionalitätsverständnis des jungen Mannes. Durch die Akzeptanz von Hilflosigkeit wird Fürsorge als Anerkennungsmoment der geschlechtlichen Selbstkonstruktion „erkämpft“. Der Einzelfall verdeutlicht, dass die Herstellung gestaltungsoffener affektiver Fürsorgebeziehungen bei zum Feld kongruenter Wertorientierung zu kollektiven Sozialisationserfahrungen führen kann, in denen Fremdheit und Differenz kontinuierlicher Erlebensanteil ist. Durch alltags- und sorgegebundene Zeitinvestition entstehen Schnittstellen zwischen Fremdheitserfahrungen und (männlicher) Sozialisation, in denen durch individuelle Konkurrenz soziale Wertschätzung und positionale Symmetrisierung generiert wird. Anerkennungstheoretisch formuliert ermöglichen gerade kompetitive Männlichkeitskonstruktionen im Fürsorgekontext Erfahrungen geschlechtlichen Selbstvertrauens, Selbstschätzung gefühlsbasierter Männlichkeit und das Erleben, als Mann auch ohne Leistungs- und Egozentrismus wertvoll für die Gesellschaft zu sein. Der Zivildienst eröffnet so einen Möglichkeitsraum der Bewältigung männlicher

Bedürftigkeitskonstellationen.²⁰

Mit dieser positiven Bilanzierung der Zeit im Zivildienst möchte Theo nun den nächsten Lebensabschnitt ansteuern, zuvor erfragt er jedoch interaktiv die Erwünschtheit der Thematisierung kritischer und belastender Aspekte. Das verdeutlicht zum einen seine Wahrnehmung der Interviewerin als strukturierendes Moment der Interviewsituation, zum anderen dramatisiert er interaktiv die nachfolgende Erzählung seines Praxisschocks zu Beginn des Zivildienstes:

Dann nach dem Zivildienst, ich denk, wir kommen nachher noch sicherlich drauf, was negativ war. (I: Mhm) Okay.

I: Sie können auch jetzt erzählen.

T: Ja, ich fand's auch ein bisschen schad, ich mein ich bin damals frisch von der Schule gekommen, so wie die meisten Zivis oder wer eben noch ne Ausbildung macht, aber man hat jetzt nie mit, ähm, mit ner Behindertenbetreuung zu tun gehabt, oder so.

Ich mein, ich hab mir das jetzt so rausgesucht, ich wollt das machen, weil mich's interessiert hat. Und ähm, man sieht auch mal wie es Menschen geht, denen es net so gut geht, wie uns selber. Das ist gar nicht so schlecht. Sollt eigentlich jeder Jugendliche machen in Deutschland. Ist meine Meinung. Aber man wird halt auch ins kalte Wasser neigeworfen. (Z.41-50)

In der Erzählsequenz weist Theo seine Unerfahrenheit im Kontakt mit Behinderten aus und spricht den Sozialisationskontexten der Schule und der Berufsbildung entsprechende Erfahrungsmöglichkeiten generell ab. Damit normalisiert er seine Differenzenerfahrung durch den Verweis auf die Tendenz kultureller Ausblendung von Behinderung als Kategorie menschlichen Lebens, die er der Allgemeinheit attestiert. Den selbst erlebten Praxisschock, d.h. den Bruch mit bisherigen Erfahrungen und Alltagsvollzügen vermutet er als für alle wirksam, unabhängig von vorheriger Qualifikation. In dieser Erfahrungsdimension konstruiert er den Zivildienst als hierarchiefreien Raum, der

²⁰ Anerkennungsweisen emotionaler Zuwendung und sozialer Wertschätzung (vgl. Honneth 1992) durch Fürsorgearbeit verunsichern damit zwar nicht direkt die patriarchale Ordnung im kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit, eröffnen aber Bewältigungsoptionen individueller Bedürftigkeitskonstellationen (vgl. Böhnisch 2003), die sich für Männer vom kompensatorischen Charakter der Vaterschaftsbeziehung (vgl. Matzner 2004) deutlich absetzen und erweiterte Konstruktionsmodi von Männlichkeit ermöglichen.

bisherige Relevanzsetzungen und Erfahrungen relativiert. Die Beschreibung des Praxischocks mutet wie ein ritualisierter Übergang zwischen klar abgegrenzten Erfahrungsräumen an. Mit dieser Darstellung hebt Theo die Bedeutung des Zivildienstes als Baustein seines biographischen Wissensvorrates hervor.

Zur eigenen Positionierung aktiviert der junge Mann wiederum den Modus hierarchischer Bezugnahme auf andere Zivildienstleistende, streicht seine enorme Motivation und das Interesse am Feld der ISB heraus und formt damit die zuerst als Gelegenheitssituation beschriebene Dienststellenwahl zu einer selbstbestimmten Suchbewegung um. Dazu rekurriert er implizit auf eine gesellschaftliche Wertehierarchie, die zivilem Engagement und Gemeinsinn eine besondere Bedeutung zuweist. Hier scheint Theos Suche nach sozialer Anerkennung von Eigenschaften auf, die er nicht mit allen anderen Zivildienstleistenden teilt, und mit der er seinen individuellen geleisteten Beitrag für den Sozial- und Wohlfahrtsstaat in Abgrenzung zur kollektiven Zugehörigkeit zu den Zivildienstleistenden hervorhebt. Seiner Befürwortung eines sozialen Pflichtdienstes verleiht er normativen Charakter. Im Kontakt mit der Institution bricht dieses Hierarchie- und Anerkennungs-konstrukt jedoch zunächst zusammen, die zunächst zu durchlaufende Zivildienstschule ist wiederum ein Stoß „ins kalte Wasser“. Seine prosozialen Erwartungen erfüllen sich nicht und Theo fühlt sich verunsichert:

Ich wäre echt froh gewesen, klar man hat die Zivildienstschule gehabt über 3 Wochen vorher, aber das war eigentlich auch nur- Tja, Zivildienstschule, da viel Blödsinn gemacht wurde, aber mehr net. Aber bissel was gelernt oder so hat man net irgendwo. Was gut war, waren so Kursangebote, ähm, wo man dann- wo einem gesagt worden ist, wie man einem hilft der im Rollstuhl sitzt. Aber wie man den dann, wenn man rausgehen muss, wie man den anzupacken hat. Dass man halt net selber irgendwie mit dem Rücken Probleme kriegt. Das war gut, aber ansonsten war das Beschäftigungsprogramm und 3 Wochen, hätte man drauf verzichten können. Und ... ja. Ich fand es auch bissel schad, dass man da net ne saubere Einweisung gekriegt hat. Ähm, sondern einfach hier ist der junge Marcel, der hat die und die Behinderung. Da wird einem auch bissl Angst gemacht, da heißt es, der ist auf die letzten Betreuer losgegangen, da steht man halt da und ähm, ja. (lacht) weiß net, wo vorn und hinten ist. Das fand ich echt schlecht. (Z.50-

60)

Das Aktivitätsangebot der Zivildienstschule, das er unkritisch annimmt, bietet ihm keine Orientierungssicherheit und abgesicherte Kontaktmöglichkeiten mit einer vielversprechenden Fremde. Er kritisiert die erlebte Verantwortungslosigkeit und Verlagerung von Verantwortung auf die Zivis und wertet die institutionelle Initiation in das Sozialisationsfeld sowie den dafür vorgesehenen materiellen Ort ab. Lediglich direkt in den Dienstalltag übertragbares Wissen – hier mechanisch-körperliche (Selbst-)Sorgetätigkeiten – schätzt Theo. Exemplarisch greift er auf seine Erfahrungen mit Marcel zurück, um die Gefährlichkeit des diagnostizierten institutionellen Missstandes und seine eigene Unsicherheit und Orientierungslosigkeit zu verdeutlichen. Die negative Bilanzierung schließt seine rationalisierte Darstellung, in der er Gefühle wie Hilflosigkeit und Ohnmacht zwar implizit andeutet aber nicht konkret benennt. Die erlebte Ironie der Situation – an einem Ort der Vorbereitung eher mehr verunsichert zu werden – spiegelt Theo durch sein Lachen.

Gut, ich denk, dass ist vielleicht auch bissel der Personalmangel im sozialen Bereich. Da werden halt ni die Mittel zur Verfügung stehen. Ähm, wobei das würde sich kompensieren lassen, wenn einfach jeder Jugendliche das machen muss. Muss man ja auch ni unbedingt das Zivigehalt kriegen, da reicht auch die Hälfte. Als ganz junger Mensch. Also ich hab auch nebenher sparen können, weil ich noch daheim gewohnt hab. Ähm, man- als Schüler hat man eben die Ausgaben net gehabt so. Nee, aber ja. Lieber mehr Zivis und dafür vielleicht jemand, der die wirklich einweist und dass man weiß, wohin dann. (Z.60-67)

Seiner rationalisierten Erzähllogik folgend wechselt er die Perspektive seiner Argumentation und sucht in den ökonomischen Sachzwängen der Institution eine Erklärung. Einem möglichen sozialen Pflichtdienst spricht Theo eine enorme wohlfahrtsstaatliche Wirkung zu, wichtiger als die finanzielle Anerkennung des Engagements ist für ihn die persönliche Anerkennung durch eine adäquate Einführung in das Sozialisationsfeld. Damit verweist er implizit auf die offene Übergangssituation junger Männer und Bewältigungsmöglichkeiten derer im Zivildienst, dabei spannt er die Familie retrospektiv in ihrer Sorgefunktion im Generationenverhältnis ein.

Eine besonders einschneidende Grenzerfahrung macht Theo durch die Konfrontation mit einem gleichaltrigen Schwerstbehinderten:

Ganz schlimm war, als ich einmal...ähm...bei einem auch mehrfach Schwerstbehinderten eingesetzt war und der war 19. Und ... ja. Also blind, ähm, geistig behindert, konnte nicht richtig sprechen, weil er nen gespaltenen Gaumen gehabt hat. Ähm, sehr hohe Blutzuckerwerte, also musste auch gespritzt werden. So Diabetes. Und er war halt genauso alt wie ich. Und das hat mich voll geschockt. (Z.228-232)

Die Konstruktion des Fremden verdichtet sich hier in einer Vielzahl von körperlichen Gebrechen. Im Schock spiegelt sich Theos selbst gelebte und unreflektierte Verknüpfung von Jugendlichkeit und Männlichkeit mit Gesundheit als individuelle und gesellschaftliche Normalitätsvorlage. Die Abgrenzung gegenüber dem anderen verläuft vor allem über den Verlust körperlicher Funktionen. Dies lässt die Theo reflexiv verfügbaren Interaktionsschemata mit dem jungen Mann als unbrauchbar erscheinen, was auf massive Verunsicherungen im sozialen Umgang schließen lässt. Die in der Begegnung mit dem Behinderten ausgelöste Erschütterung versucht Theo im Rückgriff auf medizinische Wissensbestände zu bewältigen und so die Definitionsmacht wiederzuerlangen. Indem er die Person auf medizinische Labels reduziert, kann er durch eine Dichotomisierung die Grenze zwischen dem gesunden Selbst und dem kranken jungen Mann wieder klar ziehen, die durch die altersbezogene Nähe aufgebrochen wurde, und so eine Ordnung in die gegenseitige Bezugnahme bringen.

Und ähm... gut, der hat sich dann auch eingekotet und ich hab ihn dann geduscht und...ja, das hat das beeindruckt einen halt einfach, da wird man sich erst mal bewusst, wie gut's einem geht. Und wenn man nur laufen kann, sehen kann und sprechen kann. Das ist unwahrscheinlich. Das Gefühl wünsche ich einfach jedem jungen Mann ähm, dass er sowas halt mal erlebt. Aber das war schon ziemlich einschneidend so, der war genauso alt wie ich. Und ich hab mir gedacht, ich kann selber duschen. Aber der lebt schon seit 19 Jahre so und ... phhh da wird einem schon anders. (Z.232-238)

Dem Gleichaltrigen gegenüber nimmt er eine fürsorgliche Haltung ein, indem er an die

ihm bekannte Differenzsetzung von Krankheit und Gesundheit anknüpft. Erst die handlungspraktische Auseinandersetzung in der körperlich intimen Situation ermöglicht ihm Zugang zu dem jungen Mann zu finden, dabei verstärkt sich durch den Fokus auf körperliche Gesundheit jedoch seine Konzeption von Behinderung als leidvolles Dasein. Die Grenzerfahrung bilanziert er als unwahrscheinlich und streicht dadurch erstens ihren 'traumatischen' Charakter heraus, d.h. ihr Potential zur Umorganisation und Neubewertung bisheriger Erfahrungen, Sinnsetzungen und Antizipationsbewegungen. Zweitens positioniert er sie jedoch außerhalb seines Normalitätsverständnisses und setzt so seinen Selbstbezug zur erlebten Angewiesenheit aus.

Mit dem Bewusstwerden des Grenzerlebnisses transformiert Theo das Schockerlebnis in eine Erfahrung, die er in Rückschau auf die bisherigen Erzählsegmente, zur Organisation seiner biographisch relevanten Erfahrungen mit dem Zivildienst nutzt. Den Bruch mit seiner bisherigen Normalitätskonstruktion verunsichert ihn einerseits stark, andererseits möchte er den Zugewinn an geschlechtlich relevanter Sozialisationserfahrung auch anderen zugänglich machen. Interessant ist sein expliziter Bezug auf junge Erwachsene männlichen Geschlechts, was einerseits auf die Geschlechtsexklusivität des Sozialisationsfeldes zurückzuführen ist, andererseits verweist er damit auf die angenommene Unvereinbarkeit von Männlichkeit und Hilflosigkeit, die sich im Fürsorgekontext als krisenhafte Erfahrung zusammenschließen. In der Interviewsituation löst sich Theo von der nachempfundenen beengenden Wirkung der leiblichen Begegnung beim Duschen durch ein geräuschvolles Ausatmen und eine kurze Aussetzung der Erzählung. Im Reflektieren der Situation durchlebt Theo sie emotional erneut und weist damit auf Schwierigkeiten der Grenzziehung zwischen eigenem Empfinden und dem des Anderen in der Vergangenheit hin und auf seine enorme emotionale Anstrengung, die gespürte Empathie reflexiv einzuordnen.

Die Nachfrage der Interviewerin nach Reaktionen seines sozialen Umfelds auf den Dienst in „so einem Feld“ regt ihn nach einem ersten Versuch der Normalisierung dazu an, einen Bezug zu seinen Erfahrungen mit Intimität und Nähe herzustellen:

T: ...ja, gut. Ich hab alles erzählt, was jetzt so passiert ist. hab da auch schon zeitweis außerhalb gewohnt hab, ja. Also, ich hab alles erzählt, was ich überhaupt

mache, aber jetzt irgendwie spezielle Reaktionen.

I: Oder mit Freunden oder so? Muss ja jetzt nicht- oder die Freundin/Frau?

T: Ja. Ähm, nee ich hab auch immer erzählt. Klar gibt's auch unangenehme Sachen, die man sich dann von der Seele dann redet, ähm. Grad so wie Windeln wechseln und so, das macht halt net so Spaß. Muss auch gemacht werden. Ja, nö. Fällt mir jetzt auch gar nix ein. (Z.219-225)

Theo balanciert seine Erzählung aus zwischen dem Herabspielen potentieller belastender Intimität im Kontext sorgender Arbeit sowie deren kommunikativer Bewältigung einerseits und der Anerkennung destabilisierender Erfahrungen und ihrer Integration in seinen Welt- und Selbstbezug andererseits. Die Ergänzung seiner sozialisatorisch bedeutsamen Erfahrungen im Zivildienst um den normalisierend wirkenden Umgang mit körpernahen und emotionalisierenden Fürsorgetätigkeiten und deren Anerkennung als gesellschaftliche Notwendigkeit relativiert seine anfänglich betonte Aktivitätsorientierung. Vor dem Hintergrund seiner Erzählhaltung der Aufklärung und Rationalisierung, die sich durch das ganze Interview zieht, liegt die Vermutung nahe, dass Theo sich zwar erweiterte Orientierungs- und Bewältigungsmuster, das Zulassen von Gefühl und das erleichternde Reden darüber („*sich von der Seele reden*“), im Zivildienst aneignen konnte, die er lediglich in der öffentlichen Interviewsituation nicht präsentiert.²¹

Insgesamt betrachtet, tariert Theo seine Grenz- und Differenzerfahrungen im Zivildienst aus, indem er sich durch kognitive Strategien von Fremdheit abgrenzt sie aber handlungspraktisch nicht abweist, sondern aktiv und körperlich darauf zugeht. Dadurch kommt er in intimen Kontakt mit sozialisatorisch relevanten Erfahrungen im kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit und lernt sich neu darin kennen. In der Anerkennung der Normalität des Fremden konstituiert sich Theo als Subjekt 'neu', d.h. transformiert seine bisherigen Wahrnehmungs- und Orientierungsschemata. Ironischerweise findet diese Veränderung statt, indem er seine agonale Handlungsorientierung aufrechterhält. Bedeutsam ist hier die fürsorgliche Begegnung mit unabänderlicher Angewiesenheit und dass seine anschließende emotionale Reaktion in der symbolischen Männergruppe der Zivildienstleistenden, in der Dienststelle und mit Marcel Anerkennung als körperlicher

²¹ Hier ist daran zu erinnern, dass das Interview im Büro seiner Immobilienverwaltung stattfand und kurze berufliche Interaktionen das Interview einige Male unterbrachen.

Wettkampf findet. Der große Handlungs- und Gestaltungsspielraum, den ihm die Dienststelle qua Geschlecht zuspricht, ermöglicht ihm, eigenverantwortlich Strategien und Praktiken zur Bewältigung der zunächst belastenden Situation zu entwickeln. Obwohl Theo von institutioneller Seite keine dezidierte Unterstützung erfährt, erschließt er sich durch den bewussten Rückgriff auf soziale Ressourcen erweiterte Bewältigungsmuster („sich von der Seele reden“), die seinen Männlichkeitsentwurf in der emotionalen Dimension erweitern und stabilisieren.

5.4 Als Mann unter Frauen in geschlechtlicher Sonderposition

Theo thematisiert bei seinem Integrationsprozess in das Frauenteam²² der Dienststelle sowohl die Herstellung von Hierarchien als auch die konkrete Arbeitsteilung.

Ja. Also die Schule war super. Das hat sich halt stark unterschieden so, es gab Lehrer, die halt ihren Job gemacht haben. Es gab aber auch Lehrer, die sich wirklich reingekniert haben in ihre Arbeit und das wirklich ernst genommen haben. Und manche sind dann halt wie so Kindergartentanten in der Ecke gehockt und gewartet, bis der Tag rumgeht. Also die FSJ'lerinnen und die Zivis haben dann meistens noch mehr Eigeninitiative gebracht, wie manche Lehrer. Aber gut, das ist der ihr Ding. (Z.67-72)

Auf die schon in der Begründung seiner Dienststellenwahl nachgezeichnete Aktivitätsnorm greift Theo auch in seiner Grenzziehung zwischen Laien und Professionellen zurück. Im Schulkontext unterscheidet er zwischen aktiven und passiven Kolleginnen entlang der angestrebten Tiefgründigkeit, Ernsthaftigkeit und Motivation in ihrer Arbeit. Obwohl Theo ausschließlich mit weiblichen Kolleginnen zusammenarbeitet, greift er zur Konstruktion des hierarchischen Gefälles zwischen diesen auf die Kategorie Geschlecht zur Abwertung und Entprofessionalisierung der „Kindergartentanten“ gegenüber den „Lehrern“ zurück. Die freiwillig Dienstleistenden (FSJ und Zivildienst) wertet er dagegen über deren Eigeninitiative auf und positioniert sie als Gruppe, zu der er zugehörig ist, außerhalb dieser Hierarchie („das ist der ihr Ding“). Entscheidend für die hierarchische Position innerhalb der Dienststelle ist in Theos Sicht nicht das professionelle

²² Obwohl Theo mit vier Lehrerinnen und mehreren FSJ'lerinnen zusammenarbeitet, verwendet er häufig die männliche Form der Berufsbezeichnung.

Wissen, sondern die Motivation zu Verantwortungsübernahme und Selbstbildung.

Als Mann unter Frauen nimmt er eine Sonderstellung in der ISB-Dienststelle ein, die das Konfliktpotential seiner hierarchischen Integration abbaut und Geschlecht auch jenseits der thematisierten Bedeutungskontexte Profession und Aktivitätsorientierung wirksam werden lässt:

Also ich mein, hab da weniger Probleme gehabt mit denen, weil's warn nur Lehrerinnen. Die sind mir gleich nen bisschen anders begegnet. Aber die FSJ 'lerinnen waren schon manchmal so äh bissle DVD (Depp vom Dienst)(Lehrerin nachahmend:) Da hat's noch die drei Geschäftle, wenn man die machen könnt, ja. (176-179)

Theo ahmt die Intention der Lehrerinnen (auch stimmlich) nach, Hierarchie unter den Frauen entlang der Achse von Professionalität herzustellen. Als Mann muss er an diesem geschlechtshomogenen Konkurrenzkampf nicht teilnehmen, indem er von der 'patriarchale Dividende' profitiert und sich der Verantwortung für die Reproduktion von Geschlechterungleichheit entzieht, kann er seine Integration als problemlos bilanzieren. Probleme hingegen verortet er stereotypisierend in der Frauengruppe, während die Männergruppe für Theo einen emotionalen Zusammenhalt bereithält, der Differenzen durch Aktivität und Spaß überspielt.

Gut, die waren halt froh, dass nen Mann in die Grupp gekommen ist, weil die anderen Jungs, ähm, wir haben dann auch große gehabt, wo sich anhängen konnten. Wir haben dann zusammen Fußball gespielt und mein Marcel, der hatte nen starken Bewegungsdrang gehabt. Ähm, der hat dann auch mitgespielt halt, mit mir an der Hand. Ähm, und da waren die anderen Jungs dann halt auch froh drüber, klar, wenn da nen Kerl da ist, mit dem man bissel was machen kann. Ja, nee. Das hat Spaß gemacht. (189-194)

Im Fußballspiel mit den „anderen Jungs“ erfährt Theo geschlechtsbezogene Anerkennung vom Frauenteam aber auch von den betreuten Jungen. Die Kategorie Behinderung verliert durch die homosoziale und sportive Praxis an Bedeutung. Der symbolische Männlichkeitsraum des Sports symmetrisiert die auf leiblichen Differenzen basierende fürsorgliche Beziehung. Theo verdeutlicht dies im Bild des Wechsels im 'Händchen halten'.

Er führt „seinen Marcel“ in die sportlich aktive Männergruppe ein, stellt ihn dann im Bedeutungskontext körperlicher Aktivität aber als autonomen Mitspieler dar und spricht ihm sogar die bestimmende Position zu („mit mir an der Hand“). Mit der Unterteilung männlicher und weiblicher Handlungsräume reproduziert Theo zwar die geschlechterkonstituierende Arbeitsteilung. Die Verschränkung der fürsorglichen Beziehung mit dem vermännlichenden Wettkampf löst aber den Deutungskontext intimer und emotionaler körperlicher Begegnung unter Männern als Homosexualität auf und eröffnet Theo, sich die Erfahrung zu erschließen und als bedeutungsvoll zu präsentieren. Zweigeschlechtlichkeit und Behinderung gehen durch die Vermittlung über die Leiblichkeit ihrer Konstrukteure eine neue Verbindung ein.

Gegenüber dem Bedeutungsverlust körperlicher Statusdifferenzen in der zielorientierten Praxis des Sports unter Männern, erzählt Theo auch andersherum von der Überlagerung der Geschlechterdifferenz durch die Unterscheidungspraxis zwischen Krankheit und Gesundheit:

I: Äh, jetzt so vom Arbeitsklima oder insgesamt von den Rahmenbedingungen, wie waren Sie da eingebunden, also war das nen Team oder wie kann man sich das vorstellen?

T: Sagen wir so, ich habe ne ziemlich coole FSJ'lerin an meiner Seite gehabt. Die war auch sehr engagiert. Die hat nen Mädels gekriegt, was äh sehr wenig mitgekriegt hat von der Umwelt. Also fast blind. Hat nur Schatten gesehen. Ähm, hat auch nen Wasserkopf gehabt, konnt net irgendwie laufen, hat spastische Lähmungen gehabt und die hat sich auch gut um die gekümmert. Und da hat man halt einfach zusammen geschafft und äh, so da gab's nen Kochtag und ähm, sie musste eh immer gefüttert werden. Aber das, das hat gut geklappt, da hat man gut zusammen geholfen. Sie hat mir immer geholfen mein zu wickeln, ich hab geholfen bei ihr die Windeln zu wechseln. Und dann beim- gab's Schwimmbad, da ist man auch einmal in der Woche schwimmen gegangen, das war immer toll. Und ja, also das hat super geklappt. (Z.158-168)

Die Praxis der Zuteilung zu betreuender Personen auf gleichgeschlechtliche Personen reproduziert institutionell Zweigeschlechtlichkeit als Bedeutungskontext für die

Arbeitspraxis. Theo spricht der FSJ'lerin aber ein hohes Maß an Engagement zu und positioniert sie damit quer zur im Feld produzierten Geschlechterhierarchie vor seinem aktivitätsorientierten Wertesystem. Bisher habitualisierte Interaktionsnormen und -muster erweisen sich in der Betreuungsbeziehung als dysfunktional. Theo führt diesen Umstand auf die körperliche Konstitution der Betreuten zurück, die jenseits seines bisherigen Sozialisationshorizontes liegt. Er vergeschlechtlicht die fürsorgliche Praxis hier weder symbolisch noch in der Beschreibung von Arbeitsabläufen, nicht Geschlecht, sondern Behinderung dominiert seine Relevanzsetzung. Die kooperative Praxis der beiden 'Freiwilligen' hebt die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auf. Damit verschiebt sich die Differenzkonstruktion in der Situation von Männern und Frauen hin zu Behinderten und Nichtbehinderten. Diese Sequenz verdeutlicht, dass der Zivildienst auch sozialisatorische Erlebnisse aufschließt, in deren biographischer Verarbeitung eine Relativierung von Zweigeschlechtlichkeit stattfinden kann – aller feldspezifischen Aktualisierungen und Reproduktionen zum Trotz.

Der entfaltete Themenstrang von Theos Erzählung verweist auf die Kontextabhängigkeit der subjektiven Relevanzsetzung oder Depotenzierung von Geschlecht als Differenzierungsmuster und ihrem Potential des Widerspruchs zu geschlechterbezogenen Bedeutungszuschreibungen der Institution. Diese wirken keinesfalls determinierend, andere kontextrelevante Differenzmerkmale verbinden sich vielmehr in der biographischen Erfahrungsverarbeitung mit der Kategorie Geschlecht zu einer eigensinnigen Wirklichkeits- und Selbstkonstruktion.

5.5 Die männliche Karriere

Ähm ja, nach dem Zivildienst hab ich meine Ausbildung angefangen als Industriekaufmann. Ähm, in ner Firma im Raum B-Stadt, hab die ganz normal beendet. Bin dann bei meiner Ausbildungsfirma noch eineinhalb Jahre beschäftigt gewesen. Die wollte mich dann aber nach Asien schicken und in den Vertrieb und... ja? Ich hab den Vertrieb die eineinhalb Jahre, bin dann auch sehr viel mit eingebunden worden in das Geschäft vom Verkaufsleiter. Hab nen Entwicklungsplan gekriegt, den er erst mal unterschrieben hat, wo ich halt nach

und nach in so Verkaufsleiteraufgabe reinwachsen hab können. Ja, ich hab gesagt, nee. Asien ist nicht mein Ding. Ich bin nicht so der Chinese. Vor allem, glaub ja, ob das sinnvoll ist, wenn europäische Firmen nach China gehen. Chinese will auch ihr Geschäft machen. Und ich wollt eigentlich immer in die USA, weil da hab eh nen Draht, Affinität dazu hab. (Z.72-81)

Nach den kurzen Ausführungen zu seiner Dienststelle erzählt Theo seine Lebensgeschichte weiter. Auffällig wechselt er zurück zur institutionalisierten Erzählweise und benennt 'selbstverständliche' Statuspassagen, deren Detaillierung ausbleibt. Wie im Zivildienst sticht Theo auch in seiner Ausbildungsfirma heraus, die ihn mit Blick auf eine Führungsposition systematisch fördert und damit zunächst erfolgreich an seine Aktivitäts- und Entwicklungsorientierung anknüpft.

Den Auslandsaufenthalt in Asien lehnt er ab und begründet diese Entscheidung mit einer retrospektiv antizipierten Fremdheitserfahrung, die er durch die Stereotypisierung nationaler Zugehörigkeit zu legitimiert („Ich bin nicht so der Chinese“). Er stützt seine Argumentation durch die konservative Moralisierung globalwirtschaftlicher Zusammenhänge und präsentiert sich damit, auch durch seine Mobilitätsbereitschaft und die emotionale Verbindung zur USA, als 'internationaler Player'. Erst der „Draht“ zur USA zwingt ihn zur Einführung von Ehefrau und Familie in seine Erzählung:

Meine Frau, die ich im Mai 2007 geheiratet hab, hat amerikanische Staatsbürgerschaft. Die wär auch gerne mit. Nur Asien ist- da wärn mer da immer 6 Wochen am Stück net daheim gewesen, und das ist auch für ne Ehe schädlich. Weil wenn man so jung schon verheiratet ist. (Z.81-84)

Theo weist seiner Ehefrau im Zuge seiner beruflichen Entwicklung biographische Relevanz zu. Ihr persönliches Interesse an der längerfristigen Asienreise wiegt er gegen sein Konzept der intakten Ehe auf, die er durch einen Ortswechsel gefährdet sieht. Den arbeitsbezogenen Anforderungen weist er ein Destabilisierungspotenzial zu, das die Dauerhaftigkeit seiner Ehebeziehung infrage stellen könnte. Die abstrakte Thematisierung möglicher Konsequenzen seiner beruflichen Entwicklung auf die Privatsphäre verdeckt so den Druck des Mithaltens und die Angewiesenheit auf die emotionale Bindung zu seiner Ehefrau, die er nur implizit thematisiert.

Ja, und dann ist's so gelaufen. Mein Vater hat ne Firma. Ist selbständig, nur etwas zu viel Arbeit und zu wenig Leute. Dann gefragt, ob ich net einsteigen will. Und da hab ich das gemacht. Und war im Nachhinein sehr- der richtige Schritt. Ähm, ja. Bin dann- hab mich dann wohl net ganz blöd angestellt. Ähm, bin Geschäftsführer geworden und seit letztem Jahr auch Gesellschafter. Und ja, läuft ganz gut. Also ich hab den Umsatz 360 % steigern können, so nebenher. (I und B: lachen) Äh ja, ne. Und das macht mir Spaß. In meiner Immobilienverwaltung. Und als ich gekommen bin, warn wir dann zu dritt. Mein Großvater schafft noch mit im Unternehmen. Beziehungsweise wir waren zu viert. War noch nen externer Geschäftsführer und inzwischen sind wir dreizehn Leut. Und läuft jetzt inzwischen etwas langsamer, aber konstant halt. Ja. Das war so die Entwicklung nach dem Zivildienst. (Z.84-93)

Ohne diesen Erzählstrang weiter auszubauen, kehrt Theo zu seiner beruflichen Entwicklung zurück. Durch die Auslassung seines Ausstiegs aus der Ausbildungsfirma wirkt der Übergang in den Betrieb des Vaters wie eine glückliche Fügung, durch die plötzliche arbeitsbezogene Anerkennung streicht Theo seine Leistungsfähigkeit heraus. Damit überblendet er aber zugleich die Unterstützungsfunktion der Familie in seiner Übergangssituation. Der schnelle Erfolg und seine rasante Karriereentwicklung legitimieren im Nachhinein seine berufsbiographische Entscheidung, die Umsatzsteigerung der Firma führt er analog auf seine eigene Person zurück und betont durch die Relativierung der 'eigenen' Leistung sein Handlungspotential. Die Firmenexpansion sieht Theo auch in einer familiengenetischen Erfolgssträhne begründet, dem generationalen Bezug kommt hier eine Orientierungsfunktion im Bezug auf Arbeit zu.

Eigene berufliche Erfolge und der Zugewinn für das Familienunternehmen bilden einen abgeschlossenen Rahmen für die Erzählung seiner persönlichen Entwicklung. Den Familienkontext übergeht Theo wie schon zu Beginn seiner Einstiegserzählung. Die randständige Erwähnung von Ehefrau, Vater und Großvater markiert ihn lediglich als heterosexuellen, traditionsreichen und verantwortungsbewussten Mann. Er knüpft damit an das kulturell verfügbare Erzählmuster einer männlichen Normalbiographie in modernen Gesellschaften an, die sich normativ an Erwerbsarbeit orientiert (vgl. Scholz 2004). Zur Rekonstruktion von Männlichkeit im Format der Biographie greift er auf sozialisatorisch relevante Erfahrungen zurück.

Erst durch die Frage nach einem sozialen Pflichtjahr kommt Theo auf Verwehungen im Zuge einer klassisch männlichen Aufstiegskarriere zu sprechen:

I: Und wären Sie da auch für so nen sozialen Pflichtdienst für alle? Also es gibt ja diese Diskussion, ob man, falls die Wehrpflicht abgeschafft wird, so ein allgemeines Pflichtjahr?

T: Klar. Ja. Also ein Jahr reicht, ist net jedem sein Ding vielleicht. Aber, ich hab mir danach auch wirklich überlegt- mir hat das so Spaß gemacht, ob ich net ne Ausbildung in die Richtung machen soll. Ähm, grade irgendwie ne Pflegeausbildung. Nur sind die Berufe so schlecht bezahlt (lacht) da hab ich mir's dann anders überlegt. Ähm, aber rein vom dem, was ich am liebsten gemacht hätte, wäre, war das auf Nummer eins. (I: Mhm. Und haben sich dann wegen Geld oder-?) Ja, die finanzielle Chancen waren da halt net so toll und ganz so idealistisch war man doch net. Ähm, wobei, wenn es nicht ganz so düster ausgesehen hätte, da wäre ich sicher in dem Bereich, im sozialen Bereich. (Z.121-131)

Die positive affektive Bilanzierung der Erfahrungen im Zivildienst motiviert ihn zu einer beruflichen Orientierung in Richtung sorgender Arbeit. Die mangelnde monetäre Vergütung im Pflegekontext und eine diffuse Zukunftsangst bezüglich einer Beschäftigung im sozialen Sektor („wenn es nicht ganz so düster ausgesehen hätte“) verhindern die Umsetzung seines Berufswunsches. Nach der Freisetzung aus dem Miniatur-Moratorium des Zivildienstes sieht Theo sich mit gesellschaftlichen Zwängen wie die ökonomische Selbstversorgung konfrontiert und kann seine individuelle Orientierung an Fürsorgenormen nicht beibehalten. In seiner Erzählung kommt dies in Gestalt einer Desillusionierung zu Tage. Sorgende Arbeit bleibt für ihn ein nicht umsetzbares berufliches Ideal, das er durch den biographischen Nachvollzug eines lebenslaufbezogen traditionell männlichen Karrieremodells aufgibt. Das verwehrt ihm zugleich die in der Fürsorgearbeit erlebte persönliche und gesellschaftliche Anerkennung. In diesem Segment scheint die Abhängigkeit der biographischen Wirksamkeit geschlechterbezogener Sozialisationserfahrungen von gesellschaftlichen Ermöglichungskontexten auf. Gesellschaftliche Normen der Geschlechterordnung entkoppeln die im Zivildienst erworbenen Handlungs- und Wahrnehmungsschemata von individuellen und biographisch bedeutsamen Bedürfnissen und Entscheidungen.

5.6 Biographische Kopplungen nach dem Zivildienst

Die strukturelle Macht von Geschlechternormen umgehend, flicht Theo seine Zivildiensterfahrungen dennoch biographisch sinnhaft ein, wie die folgenden Segmente aus dem Nachfrageteil des Interviews zeigen.

I: Und jetzt im Rückblick, was waren wichtige Erfahrungen für Dich im Zivildienst, die Du auch jetzt noch-?

T: (überlegt) Ja, gratis, dass ich halt einfach gemerkt hab, wie es anderen Menschen geht. Und dass halt das Leben net nur aus Fußball spielen mit Freunden besteht jetzt mal drastisch gesagt und Party und WG und Geld verdienen. Und net nur schöne Dinge halt so. Und das es halt- das man das schätzen sollte, was man hat. Und halt auch net den Blick verlieren sollte für andere Menschen. Und grad für Menschen, denen es net so gut geht. (Z.259-265)

Die Bilanzierung des Lebensabschnitts spitzt er zunächst auf eine veränderte Wertorientierung zu. In der reflexiven Bezugnahme auf die Grenz- und Differenzerfahrungen im Zivildienst betont er das Aufbrechen seines bisherigen sozialisatorischen Erfahrungshorizontes entlang von Gesundheit, Jugendlichkeit und Körperkontrolle durch das ungepufferte Erleben der Angewiesenheit anderer junger Menschen (männlichen Geschlechts). Die ungebremste körperliche Integration in fürsorgliche Praxis öffnet seinen Blick schlagartig für andere gesellschaftliche Bereiche und seine in Relation dazu privilegierte soziale Position.

I: Mhm. Erinnern Sie sich heute noch oft daran oder kommt das öfter noch zur Sprache?

T: Ja, gut. Eigentlich jeden Morgen erinner ich mich dran. Wir wohnen jetzt seit- ja seit 2 Monaten wohnen wir direkt neben der Beschützende Werkstätten in H-Stadt. Und eine, die dann jeden Tag vorbeiläuft, seh ich dann auch. Meistens halt. Die läuft dann immer um halb achte vorbei. Da winkt man sich und so, aber ja so...ähm. Eine bewegte Erfahrung, so auf der Straße oder wenn man durch die Stadt läuft oder einkaufen geht, sieht man eher weniger Menschen, die Behinderungen haben. Jedenfalls weniger Schwerstbehinderte. So klar, wenn man mal irgendwo im Europapark oder so ist, ähm, sind dann mal schon welche, aber ...

ich hab auch das Gefühl manchmal, die werden irgendwie von der Öffentlichkeit ferngehalten oder so. Wie ... wenn es die anderen Leut nicht sehen dürften oder so. Ich find, das ist eher der falsche Weg. Wenn man halt als Zivi in so ne Schule reinkommt, ähm...hat man halt alle auf einen Haufen so. (lacht) Da sieht man erst mal, boah es gibt voll viele Menschen, denen es net gut geht. Ja. Nee, da muss ich noch ziemlich oft dran denken, oder so. Ja. Das war schon einprägsam. Und vor allem auch, wenn ich irgendwelche Schnösel sehe, die wunder was von sich halten. Und halt, ja. Den Mittelpunkt in sich selbst sehen oder so. Ja. (Z.266-281)

Die sozialisatorische Erfahrungsqualität des Erlebten scheint auch noch fünf Jahre nach seinem Zivildienst in Form einer kontinuierlichen Aktualisierung des Fremdheitsgefühls seines Praxisschocks auf, das er nun jedoch reflexiv in eine sensibilisierte Wahrnehmung der gesellschaftlichen Tabuisierung von Behinderung und Krankheit, aber auch der Exklusion marginalisierter Populationen wendet. Vor dem Hintergrund erfahrungsgebundener Normen fürsorglicher Praxis wertet Theo egozentrierte Selbstentwürfe ab und unterstreicht damit seine zivilgesellschaftlichen Wert- und Moralvorstellungen. Im Widerspruch zu seiner diskursiven Kritik der Ausgrenzung behinderter Personen, differenziert er dennoch zwischen Gesunden und Kranken und grenzt seinen eigenen Lebensvollzug von diesem Lebensbereich ab. Die folgende Sequenz zeigt aber, dass Theo das 'Fremde' zumindest teilweise biographisch integriert.

I: Was würden Sie sagen, haben Sie gelernt?

T: Halt bissel mehr Verantwortung. Auch Verantwortung für sich selber. Und so, ich denk, wenn ich Kinder hab irgendwann mal, ist es sicher auch net schlecht, ähm. Ich weiß, wie man Windeln wechselt. Ähm, dann ... ja. Ich mein, ich kann ja jetzt sagen, vielleicht hab ich selbst mal nen Kind, das ne Behinderung hat. Äh, für viele ist das dann der große Super-Gau und so. Aber ich hab ein Geschäft-, ähm, eine Kollegin gehabt. Die hat gesagt, sie will ihr Kind auch net misse, weil man von nem behinderten Menschen eher mehr zurück kriegt, wie von einem, der keine Behinderung hat. Ähm, man gibt zwar viel, aber man kriegt noch viel mehr zurück. Ähm, der Marcel, den ich betreut hab, der war richtig aggressiv und äh so nach- es hat schon seine Zeit gedauert, aber so nach zwei, drei Monaten oder so, puh, weiß nicht, es war irgendwie Symbiose so. Der ist mit mir mitgegangen, ich mit ihm und

ja. Ich war seine Bezugsperson und das- wenn man als junger Mensch Bezugsperson ist für jemand anders, ist so ... ne schöne Erfahrung so.(Z.300-316)

Er beantwortet die Frage der Interviewerin zunächst abstrakt über die Thematisierung von Verantwortungsübernahme, verknüpft dann jedoch die Erfahrungskontexte Zivildienst und Vaterschaft. Sein praktisch erworbenes Wissen des Windelwechsellns generiert ein Potential biographischer Handlungssicherheit auf der instrumentellen Alltagsebene. Seine erweiterten Wahrnehmungsstrukturen lassen ihn die Möglichkeit der Versorgung eines behinderten Kindes in Betracht ziehen, aber auch damit verbundene Anerkennungsmomente einer emotional tiefgängigen Beziehung und des Gebrauchtwerdens. Vom Beispiel einer Bekannten springt Theo zu eigenen Erfahrungen der Sorgebeziehung zu Marcel. Die wechselseitige Angewiesenheit beider verdichtet sich im Gefühl der Symbiose, das sich für Theo erst über einen längeren Zeitraum des gegenseitigen Bekämpfens herstellt und den amorphen Charakter ihrer Verbindung spiegelt. Deren gegenwartsgebundene Erlebnisdimension widersetzt sich einer funktionalistischen Verwertung für interaktive oder biographische Zielsetzungen, was ihn nach einer passenden Formulierung suchen lässt. Die symbolische Beschreibung der Fürsorgebeziehung als frühkindliche Symbiose mit der Mutter konnotiert er zwar weiblich, bindet sie aber an nicht an Frauen, sondern an Vaterschaft. Diese verliert so an instrumenteller Orientierung und gewinnt an Erlebnisstrukturen fürsorglicher Praxis, d.h. Nähe, Bindung und Empathie. In der biographischen Aneignung dieser Sozialisationserfahrung zeichnet sich eine Entkopplung von fürsorglicher Praxis und Weiblichkeit ab. Für Theo geht die antizipierte Verantwortungsübernahme mit einem potentiellen Autonomiegewinn gegenüber Frauen auf symbolischer und praktischer Ebene her („wenn ich mal ein Kind habe“). Durch diesen Deutungszusammenhang integriert er die auf wechselseitiger Angewiesenheit basierende (Beziehungs-)Entwicklung in seine narrative Präsentation linearer Selbstentwicklung.

I: Ja, ähm ja vielleicht jetzt noch so ne letzte Bilanz, welche Bedeutung hat für Sie diese Zeit des Zivildiensts im Hinblick aufs gesamte Leben gesehen?

T: Gut, mein Leben ist jetzt noch recht jung. ...Jetzt hab ich noch net so die Lebenserfahrung oder so. Aber das war- hat nen größeren Beitrag für meine Lebenserfahrung gebracht, wie die 12 Jahre Schule. Also, in der Schule lernt man

halt viel Theorie und Blödsinn, was man nie braucht. Das ist auch oft so. Ähm, ...Parabeln berechnen, brauch ich wenig im Berufsleben. Ähm, von dem her, ja, ich halt direkt mit Menschen zu tun und da wächst man halt irgendwie schon. Auch von der Persönlichkeit, das ist vielleicht das, was in der Schule ähm wahrscheinlich eher sich gegenteilig auswirkt. Da geht's nur um Leistung zu bringen, Note und ... ja, man steht da irgendwie unter Leistungsdruck dann. Das macht die Menschen eher kaputt. Denk ich- bisschen Druck braucht man, klar. Aber, ähm, wenn ich da in die Schule gefahren bin (meint die Behindertenschule), hab ich ein Druck gehabt, da hab ich gewusst, da ist jemand, der mich braucht. Ähm, ich weiß gar net, ob ich mal krank war. Aber in der Schule hab ich eher viele Krankheitstage gehabt, weil zum einen ist mir's locker von der Hand geflossen, da hab ich net immer das Bedürfnis gehabt, anwesend zu sein. Ähm, aber ich weiß gar net, ob ich überhaupt mal krank war. Und wenn, dann ich glaub, maximal zwei Tage. Weil ich wirklich dann im Bett gelegen bin, aber wenn man da halt weiß, man hat jemand, der einen braucht. Dann ist das was ganz anderes. Und ja. Ähm, was soll ich da noch sagen. Nee, das Beste was einem jungen Mensch passieren kann, wenn er so was macht.(Z.359-367)

Die explizite biographische Bedeutung des Zivildienstes besteht für Theo im Gebrauchswert seiner damit einhergehenden Lebenserfahrung für die Produktionssphäre. Als Kontrastfolie zieht Theo schulisch erworbenes Theoriewissen und formale Qualifikationen heran, denen er eine desintegrative Wirkung unterstellt („Das macht die Menschen eher kaputt“). Gegenüber dem negativ bewerteten Druck durch Noten, entfaltet er den sinnhaften Druck des Gebrauchtwerdens, dem er eine stärker motivationale und produktive Kraft zuspricht. An seinem Krankheitsbezug im Schulkontext verdeutlicht er dort fehlende institutionelle Möglichkeiten der Herausforderung, Bewährung und Individualitätsdarstellung. Diesen fasst er wesentlich weiter als im Zivildienst, in dem er Fehltage auf Grund von Krankheit nicht erinnert. An Theos Vergleich wird ein sozialisatorischer Entwicklungsmotor deutlich: Konträr zum anonymisierenden Druck des Mithaltenmüssens der digitalkapitalistischen Abstraktionslogik transportiert der Druck des Gebrauchtwerdens die Anerkennung von Individualität.

Mit Blick auf das gesamte Interview zeichnet sich die sozialisatorische Vermittlung von Bindung und Autonomie ab. Diese entwicklungsbezogene Differenzsetzung stehen sich jedoch nicht als vergeschlechtlichte Pole einer linear gedachten Sozialisationsdimension gegenüber, sondern Autonomie wird als Effekt sozialer Bindung verstanden. Für den jungen Mann wird deutlich, dass bedeutsame persönliche Entwicklungen und Veränderungen nur in Beziehung zu anderen passieren. Die holistische und tiefe Integration in die fürsorgliche Praxis der Dienststelle fordert eine beständige Grenzziehung zwischen sich und anderen Personen heraus, durch die Theo ein klares und anerkanntes Selbstbild gewinnt. In der paradoxen biographischen Deutungsgestalt von Angewiesenheit als Autonomiegenerator stellt er eine sinnhafte Verbindung von Fürsorge und Männlichkeit her.

Wie er die Erfahrungen aus dem Zivildienst konkret in seine narrative Selbstpräsentation weiter einfließen lässt, zeigt das letzte Segment, auch, wenn er sich wiederum auf die Erwerbssphäre beschränkt.

I: Vielleicht, wenn Sie vielleicht noch mal drüber nachdenken mit welcher Entscheidung, die sie bisher getroffen haben, lässt sich diese Entscheidung fürn Zivildienst vergleichen, gibt's da was? So ne Entscheidung, ne ähnliche? (...)

T: Na gut, ich versuch', ähm...ja, wenn es irgendwo geht auch soziale Projekte bissel zu unterstützen, ob das jetzt durch Spenden sind oder ähm, mehr in aktuell auch noch gehen so bissel in die Kunstvermarktung und wollen das auch mit so Charity-Events und so koppeln. Also grad ähm, ...beispielsweise gibt's nen Golfclub in M-Stadt, die halt einmal im Jahr so nen Charity-Event macht, wo dann halt alle Einnahmen an die Deutsche Krebshilfe gehen und ja,ich versuch auch, unser Unternehmen dahingehend zu führen, dass man- ja, dass net halt nur Zahlen wichtig sind, sondern auch das Miteinander. Auch mit den Mitarbeitern, dass die sich wohl fühlen. Weiß net, ob das durch den Zivildienst kommt, aber ähm, wenn ich beim Bund gewesen wäre, wäre das sicher anders. Kann ich mir vorstellen. (I und T: lachen) Ich hoffe, Sie sind jetzt keine Befürworterin der Bundeswehr. (Z.339-356)

Die Frage nach vergleichbaren Entscheidungen mit der Zivildienstwahl beantwortet Theo mit gemeinwohlorientierten Charity-Events. Diese ermöglichen ihm die biographische Kontinuierung seines sozialen Engagements. Indem Theo seine Fürsorgeerfahrungen arbeitsmarktlogisch transformiert, geht die soziale Qualität der sorgenden Arbeitspraxis in der Abstraktionslogik auf, wird konsumtiv gewendet und erfährt eine starke Rationalisierung und Ökonomisierung. Seine biographische Verarbeitung der Fürsorgeerlebnisse im Kontext Zivildienst und deren Transformation in einen entkörperlichten Sorgemodus entbehrt Dimensionen des Gebrauchtwerdens, der Angewiesenheit und der persönlichen Auseinandersetzung, durch die er im Zivildienst Anerkennung erfährt.

In die Organisationskultur seiner Firma integriert Theo die Zivildienstenerfahrungen durch die sich ergänzenden Orientierungen an sozialem Gemeinwohl („das Miteinander“) und ökonomischer Effizienz. Obwohl sich biographisch die Anerkennungsstruktur ökonomisch bewertbare Leistung durchsetzt, entwickelt er – ironischerweise nun in der Produktionssphäre angelangt – in seiner gegenwärtigen Praxis auch eine beziehungsorientierte Anerkennungslogik. Theo ist sich dieser widersprüchlichen Verbindung von Fürsorgenormen und Rationalisierungslogik so unsicher, dass er einen rhetorischen Werteabgleich mit der Interviewerin vollzieht.

Trotz der sozialstrukturellen Verwehrung eines erweiterten Männlichkeitsentwurfs integriert Theo seine sozialisatorische Erfahrung erkämpfter Fürsorgeorientierung in eine biographische Männlichkeitskonstruktion, die er der gesellschaftlich hegemonialen Männlichkeit des 'abstract workers' entgegenstellt.

I: Okay. Gut, also von meiner Seite wäre ich durch. Weiß nicht, ob ihnen noch was einfällt, was sie jetzt noch nicht thematisiert haben, oder was Sie noch sagen wollen.

T: Also ich unterstütz das, (lacht) falls es soweit kommt, dass jeder das machen muss. (...) Das ist halt heutzutage werden meiner Meinung nach so kleine Egoisten rangezogen. Und die halt auch net glücklich sind, ähm, dadurch dass sie halt auch vereinsamen und weniger soziale Bindungen ham. Und ja, das war eigentlich in der Zeit, ich war glücklich. (Z.377-391)

6 Fazit und Ausblick

Ausgangspunkt dieser Untersuchung war die Frage nach subjektiv relevanten Erfahrungen männlicher Sozialisation. Die Analyse der Interviews mit jungen Männern etwa 5 Jahre nach ihrem Zivildienst zeigt zunächst zentrale Erfahrungsdimensionen der Geschlechterordnung in einem – vormals – gesellschaftsstrukturellen Sozialisationsfeld. Der Zivildienst eröffnete jungen Männern Kopplungsmöglichkeiten eigener sozialisatorischer Lernprozesse mit gesellschaftlicher Verantwortungsübernahme und bot ein Potential zur Erweiterung geschlechtstypischer Wahrnehmungs- und Handlungsmuster.

In der Rekonstruktion fiel besonders die Freisetzung von Männlichkeit als Konstruktionsmodus von Geschlechterdifferenzen im Zivildienst auf. Die jungen Männer reagierten darauf mit handlungspraktischen und zum Teil reflexiven Ko-Konstruktionen von Männlichkeit in Kongruenz zu feldspezifischen Anerkennungsmechanismen. Das nachgezeichnete Verhältnis von diskursiver und handlungsbezogener Geschlechterkonstruktion steht konträr zum bisherigen Konsens in der Geschlechterforschung über die Orientierung an diskursiven Gleichberechtigungsnormen bei Aufrechterhalt geschlechtshierarchischer Handlungsroutinen (vgl. Meuser/ Behnke 1998). Die jungen Männer stellen reflexiv über Strategien der Maskulinisierung und Vermännlichung (vgl. Böhnisch 2003) Geschlechterdifferenzen her, die sich in ihrem narrativ erzähltem Tun aber kaum wiederfinden.

Die Integration feldspezifischer Anerkennungsbezüge in ihre Männlichkeitskonstruktionen ließt sich aber keineswegs als „Krise der Männlichkeit“ (vgl. Böhnisch 2012) und Fragilität der geschlechtlichen Selbstpositionierung. In den Erzählungen der jungen Männer geht es zum einen häufig um Reaktivierungen traditioneller Geschlechterstereotype und männlicher Dominanzansprüche sowie um ihre Enaktierung, z.B. als 'Hahn im Korb'. Zum anderen berichten sie nicht von Infragestellungen untypischer Konfigurationen von Männlichkeit, sondern setzen den konstruierten zivildienstspezifischen Männlichkeitsentwurf bewusst mit einem Hegemonieanspruch der Männergruppe 'Zivis' gegen militärgebundene Männlichkeitsentwürfe ein.

Die Ergebnisse kontrastieren auch die Prognose einer Konstruktionsoffenheit, Pluralität und Individualisierung von Männlichkeit (vgl. Meuser/ Behnke 1998). Die Querauswertung der Interviews zeigte hingegen fallübergreifend wirksame Sozialisationsdynamiken. Das rückt im Paradigma der Sozialisationsforschung die strukturellen Bedingungen des Subjektwerdens wieder in den Blick, die in subjektzentrierter Forschung und Theoriebildung oftmals in den Hintergrund geraten (vgl. Böhnisch/Lenz/Schröer 2009). Anknüpfungspunkte an die vorliegenden Ergebnisse liegen daher in einer systematischen Differenzierung gesellschaftsstruktureller Einflüsse auf männliche Sozialisation, bspw. des Herkunftsmilieus. Die Einzelfallanalyse unterstützt diese Anregung, hier ist weiterführende empirische Forschung notwendig.

Freisetzungsprozesse von Männlichkeit entstehen besonders über Grenz- und Differenzerfahrungen durch die Konfrontation mit bisher fremden Erfahrungskontexten, wie etwa der Arbeit in frauendominierten Tätigkeitsfeldern und der Integration in fürsorgliche Beziehungen. Die Ergebnisse verdeutlichen die sich einstellende Entstrukturierung von Deutungs- und Handlungsmustern, die Männlichkeit für erweiterte Bewältigungs- und Orientierungsmodi öffnet. Die Anerkennung und Reproduktion feldspezifischer Anerkennungsbezüge lässt sich daher als Normalisierungsbestreben beschreiben, durch das die jungen Männer ihre Integration selbstbestimmt vorantreiben. Der Bruch mit vormals 'selbstverständlichen' Handlungsbedingungen und die gleichzeitige Anforderung trotz unbestimmter Position einen Platz zu finden, entflechtet die sozialisatorische Anforderung der Selbstbehauptung von der kompetitiven Struktur männlicher Selbstpositionierung im kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit. Der notwendigen Selbstzentrierung im offenen Übergang wirken die Grenz- und Differenzerfahrungen als Moment der Dezentrierung des Blicks entgegen. Indem die jungen Männer Hilflosigkeit, Ohnmacht und Angewiesenheit als 'normal' anerkennen, und sie mit kompetitiver Männlichkeitskonstruktion verbinden, können sie Bindung und Autonomie jenseits einer kontradiktorischen Polarisierung in ihren eigenen Qualitäten wahrnehmen. Gestützt durch die Arbeitsmarktneutralität des Zivildienstes und Erfahrungen des Gebraucht-Werdens standen ihnen – ähnlich wie in einem Moratorium – Möglichkeiten des Innehaltens, Umschauens und Ausprobierens offen. Dadurch lösen sie ihre Assoziation von Weiblichkeit und Fremdheit auf, anstelle einer abwertenden

'Immunreaktion' erschließen sie sich neue Bewältigungsmuster (vgl. auch Venth 2011: 12f). Fürsorgliche Wettkämpfe tragen das Potenzial einer Ermöglichungsstruktur, die Dynamik männlicher Sozialisation zwischen Idolisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen zu entspannen und dem gestaltenden Zugriff junger Männer zu öffnen.

An Männlichkeitsforschung ist daher die Fixierung auf Untersuchungsfelder zu kritisieren, in denen Beziehungsgefüge strukturell durch Konkurrenz und Aktivitätszentrismus geprägt sind (z.B. Sport, Arbeitswelt). Die Verwechslung von gesellschaftshistorisch vorgeprägten Konstruktionsbedingungen und den Konstruktionsleistungen der untersuchten Subjekte birgt die Gefahr der Reifizierung von Männlichkeitsstereotypen. Kaufmann & Salomon (2009: 265) stellen weiterhin fest, dass „[...] hegemoniale Männlichkeit als theoretische Grundlage und die erwartete Emotionslosigkeit der Jungen („coolness“) als Erklärung für Konstruktionsprozesse von Männlichkeit nicht ausreichend seien.“ Hier erwies sich das theoretische Konzept der entgrenzten Männlichkeit als tragfähiger.

Die Grenz- und Differenzerfahrungen sind zudem als Movens der narrativen Selbstpräsentation von erzähltheoretischem und methodischem Interesse. Die jungen Männer greifen auf den Darstellungsmodus von „Abenteuergeschichten“ zurück, der sich als kulturell legitimes Erzählformat emotionsbasierter Erfahrungen von Männern abzeichnet. Er ermöglicht in der Interviewsituation als 'Mann' zu bestehen und zugleich die tiefenstrukturell verunsichernden Erfahrungen in einer männertypischen Entwicklungsdynamik zu präsentieren (vgl. Scholz 2004). Die methodische Herausforderung besteht daher in der Entwicklung eines Gesprächsrahmens, in dem Männer offen über Gefühle und Körpererfahrungen sprechen können. Das biographische Format erwies sich in dieser Untersuchung dazu weniger geeignet, als zielgerichtete narrative Nachfragen. Denkbar wäre auch eine Triangulation ethnographischer Beobachtung mit Interview- oder Gruppendiskussionsverfahren.

In den fürsorglichen Wettkämpfen scheint auch die bisher theoretisch unterbelichtete Bedeutung von Sorgebeziehungen für Männlichkeit auf. Anregungen dazu geben jüngere Untersuchungen zu Vaterschaft (vgl. Matzner 2008, Ehnis 2009), die Einblick in die männliche Spannung von Verfügbarkeit und Bedürftigkeit geben. Hier wäre weitere Forschung in Richtung von Männern im Fürsorgekontext weiterführend.

Die Erzählungen der jungen Männer zeigen, dass sie sich durch Anerkennungspraktiken und Entprofessionalisierung von Frauen Fürsorge männlich aneignen, sie in ihren Selbstentwurf integrieren und damit aus weiblicher Konnotation lösen. Indem die jungen Männer ihr Wissen gegenüber den (meist weiblichen) Fachkräften als überlegen darstellen, wird die Grenze zwischen Laien und Professionellen diffus, was die sorgende Arbeit der Gefahr einer weiteren Entprofessionalisierung aussetzt und soziale Ungleichheit im Geschlechterverhältnis reproduziert. Inwieweit die erschlossene fürsorgliche Praxis weitergetragen und erweiterte Konstruktionsmodi von Männlichkeit kontiniert werden, hängt maßgeblich von den sozialen Ermöglichungsräumen im Spannungsfeld zwischen flexibilisierter Erwerbsarbeit und neuen Fürsorgeanforderungen ab. In diesem Zusammenhang zeichnet sich eine geschlechtliche Subjektivierung von Arbeit ab, durch die Fürsorge in die Privatsphäre verschoben und damit ihre Anerkennung als Produktionsarbeit ausgesetzt wird. Dieses Fürsorgeparadox verlagert sich in Form von Bedürftigkeitskonstellationen und ambivalenten Männlichkeitsentwürfen in biografische Männlichkeitskonstruktionen.

7 Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1793): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Leipzig: Breitkopf & Sohn.
- Alheit, Peter (1995): „Biographizität“ als Lernpotential. Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In: Krüger/ Marotzki (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich. S. 276-307
- Alheit, Peter (2003): Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In: Petzold (Hrsg.): Biographiearbeit – Narrative Therapie – Identität. Paderborn: Junfermann. S.6-25.
- Alheit, Peter/ von Felden, Heide (2009): Lebenslanges Lernen und erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Konzepte und Forschung im europäischen Diskurs, Wiesbaden: VS Verlag.
- Apelt, Maya (2006): Geschlechterforschung und Militär. In: Aulenbacher u.a. (Hrsg.): Frauen Männer Geschlechterforschung. Münster: Westfälisches Dampfboot. S.265-277.
- Apelt, Maya (2009): Die Errichtung von Gleichstellungsfassaden und die Natur des männlichen Kämpfers im Zuge des Wandels der Streitkräfte. In: Rehberg (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungsband des 33. Kongresses der Gesellschaft für Soziologie. FaM: Campus. S. 2302-2313.
- Apelt, Maya (2012): Militärische Sozialisation. In: Leonhard/ Werkner (Hrsg.): Militärsoziologie – Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 428-444.
- Bartjes, Heinz (1996): Der Zivildienst als Sozialisationsinstanz: Theoretische und empirische Annäherungen. Weinheim: Juventa
- Bartjes, H.; Bolay, E. (1995): Zivildienst als Produktionsort moderner Männlichkeit. In: Widersprüche (15) 56/57: 145-160.
- Bauer, N.; Luedtke, J. (2008): Konstruktionsbereiche von Männlichkeit. Zum Stand der Männerforschung. S. 7-30 in Bauer, N.; Luedtke, J. (Hg.): Die soziale Konstruktion

- von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bauman, Zygmunt (2005): Politischer Körper und Staatskörper in der flüssig-modernen Konsumentengesellschaft. In: Schroer, Markus (Hrsg.): Soziologie des Körpers. FaM: Suhrkamp. S. 189-214.
- Beck, Ulrich/ Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck/ Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. FaM: Suhrkamp. S.10-42.
- Becker-Schmidt, Regina (1999): Maskulinität und Kontingenz. Macht als Kompensation eines männlichen Konflikts. In: Zeitschrift für Frauenforschung 17: 5–15.
- Behnke, Cornelia/ Meuser, Michael (1999): Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen: Leske + Budrich
- Bereswill, Mechthild/ Ehlert, Gudrun (2010): Geschlecht. In: Bock/ Miethe (Hrsg.): Handbuch Qualitativer Methoden in der Sozialen Arbeit. Opladen & Farmington Hills. S. 143-151.
- Bilden, Helga (1991): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann/ Ulich (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. S.279-301.
- Bitzan, M.; Funk, H. (1995): Geschlechterdifferenzierung als Qualifizierung der Jugendhilfeplanung. S. 71-124 in: Boley, E.; Herrmann, F.(Hg.): Jugendhilfeplanung als politischer Prozess. Newuied, Kriftel, Berlin: Luchterhand Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, FaM: Suhrkamp.
- Böhnisch, Lothar (2001): Männlichkeiten und Geschlechterbeziehungen - Ein Männertheoretischer Durchgang. S. 39-118 in: Brückner/ Böhnisch (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung. Weinheim & München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar (2003): Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang. Opladen: Leske + Budrich.
- Böhnisch, Lothar (2004): Die Entgrenzung der Männlichkeit und der Wandel der männlichen Perspektive. In: Hartmann (Hrsg.): Grenzverwischungen. Vielfältige

- Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs. Opladen: Leske + Budrich. S. 123-136.
- Böhnisch, Lothar (2006): Zum Wandel von Männlichkeit und männlicher Sozialisation im „digitalen Kapitalismus“. S. 275-289 in Bilden, H.; Dausien, B. (Hg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und Methodische Aspekte. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Böhnisch, Lothar (2008): Junge Generation, politische Generation? In: Verein Wiener Jugendzentren (Hrsg.): Partizipation. Zur Theorie und Praxis politischer Bildung in der Jugendarbeit. Eigenverlag: Wien. S.41-48.
- Böhnisch, Lothar (2012): Männerforschung: Entwicklung, Themen, Stand der Diskussion. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Heft 40/2012. S.24-30.
- Böhnisch, Lothar/ Winter, Reinhard (1997): Männliche Sozialisation. 3. Auflage. Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, L.; Lenz, K.; Schröer, W. (2009): Sozialisation und Bewältigung. Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der Moderne. Weinheim & München: Juventa.
- Brückner, Margrit (2001): Fürsorge und Pflege (Care) im Geschlechterverhältnis. In: Gruber/ Fröschl (Hrsg.): Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit. Wien: Czernin Verlag. S. 269-284.
- Budde, Jürgen (2005): Männlichkeit und gymnasialer Alltag: Doing gender im heutigen Bildungssystem. Bielefeld: transcript.
- Budde, Jürgen/ Böhm, Maika/ Willems, Katharina (2009): Wissen, Image und Erfahrungen mit Sozialer Arbeit - relevante Faktoren für die Berufswahl junger Männer? In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 7(3), S. 264-28.
- Burkart, Günther/ Koppetsch, Cornelia (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvergleich. Konstanz: UVK.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. FaM: Suhrkamp.
- Connell, R.W. (1999): Gender and Power: Society, the Person and Sexual Politics. 4. überarbeitete Auflage (orig. 1987). Stanford: University Press.
- Connell, R.W. (1998): Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung. In: Widersprüche Nr. 67. S. 91-105.
- Conradi, Elisabeth (2005): Feministische Ethik. In: Dingel (Hrsg.): Theologie und Gender-

- Forschung. Bilanz – Perspektiven – Akzente. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. S.155-177.
- Dannenbeck, Clemens/ Stich, Jutta (2002): Sexuelle Erfahrungen im Jugendalter. Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis. Eine qualitative Studie im Auftrag der BZgA. Köln.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Dissertationsschrift, Bremen.
- Dausien, Bettina (2001): Frauengeschichte(n) – Perspektiven der Biographieforschung in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Lebensaft (Hrsg.): Desiderate der österreichischen Frauenbiographieforschung. Wien. S. 12-26.
- Dausien, Bettina/ Kelle, Helga (2005): Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Völter u.a. (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen. Wiesbaden. S.189-212.
- Dietz, Gerhard-Uhland/ Matt, Eduard/ Schumann (1997): "Lehre tut viel ...": Berufsbildung, Lebensplanung und Delinquenz bei Arbeiterjugendlichen. Münster: Votum.
- Disney, Walt (1928): Steamboat Willie. Die Ersterscheinung von Mickey Maus. New York: Taschenbuch Verlag.
- Dölling, Irene (2003): Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/ modernisierungstheoretischer Perspektive. In: Knapp/ Wetterer (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster. S. 73-100.
- Dörr, Margaret (2008): Erwachsene. In: Hanes/ Homfeldt (Hrsg.): Lebensalter und Soziale Arbeit Bd. 1. Hohengehren: Schneider Verlag. S.174-191.
- Duden, Barbara (1993): Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument", in: Feministische Studien 11 (2), 24-33.
- Dürkheim, Emil (1895): The Rules of Sociological Method.
- Ehnis (2009): Väter in Erziehungszeiten. Politische, kulturelle und subjektive Bedingungen für mehr Engagement in der Familie. Sulzbach im Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Ehrenreich, Barbara/ Russell Hochschild, Arlie (2003): Global Woman: Nannies, Maids, and

- Sex Workers in the New Economy. London: Metropolitan Books.
- Erdheim, Mario (1982): 'Heiße' Gesellschaften – 'Kaltes' Militär. In: Kursbuch 67. S. 59-70.
- Fischer, Wolfram (2003): Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS) H.1/2003
- Fischer, Wolfram/ Kohli, Martin (1987): Biographieforschung. In: Voges (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske & Budrich. S. 25-50.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/ Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Hitzler/ Honer (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen. S. 133-165.
- Fthenakis, W. E. et al. (2006): Facetten der Vaterschaft – Perspektiven einer innovativen Väterpolitik. (Hrsg. Vom BMFSFJ).
- Geissler, Birgit/ Oechsle, Mechthild (1994): Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In: Beck/ Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. FaM: Suhrkamp. S. 139-167.
- Geulen, Dieter (1991): Die historische Entwicklung sozialisationstheoretischer Ansätze. In: Hurrelmann/ Ulich (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Basel: Beltz. S. 21-54.
- Gildemeister, Regine/ Robert, Günther (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion - Institution – Biografie. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gildemeister, Regine/ Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg i. Br., S. 201-254.
- Giuliani, Regula (1999): Im Dickicht der Erfahrung: Zur Phänomenologie von Maurice Merleau-Ponty. In: Jurt, Joseph (Hrsg.): Von Michel Serres bis Julia Kristeva. Rombach Druck- und Verlagshaus, GmbH & Co. KG: Freiburg im Breisgau. S. 19-37.
- Gottschall, Karin/ Voß, Günter (2005) (Hrsg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München,

- Mering: Rainer Hampp Verlag.
- Gugutzer, Robert (2001): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gugutzer, Robert (2006): Body Turn: Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports, Bielefeld: Transcript Verlag.
- Günter, Sandra (2008): Wann lernen Mädchen endlich werfen? Geschlecht, Bewegung und Raum. In: Sportpraxis, 49 (2008) 4. S. 6-9.
- Hagemann-White (1979): Frauenbewegung und Psychoanalyse. Fam: Suhrkamp.
- Hagemann-White (1984): Sozialisation – weiblich – männlich? Opladen: Leske + Budrich.
- Hanses, Andreas (1996): Epilepsie als biographische Konstruktion. Eine Analyse von Erkrankungsprozessen anfallserkrankter Menschen anhand erzählter Lebensgeschichten. Bremen: Donat.
- Hanses, Andreas (Hrsg.) (2004): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.
- Hanses, Andreas (2008): Biographie. In: Hanses/ Homfeldt (Hrsg.): Lebensalter und Soziale Arbeit Bd. 1. Hohengehren: Schneider Verlag. S. 6-26.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Klett: Stuttgart, S. 363–393.
- Heilmann, Andreas (2011): Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit. Bielefeld: Transcript.
- Heintz, Bettina (Hrsg.) (2001): Geschlechtersozioologie. Sonderband 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heintz, Bettina/ Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie 27: 75-93.
- Helferich, Cornelia (1994): Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität. Opladen: Leske & Budrich.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. FaM: Suhrkamp.

- Hirschauer, Stefan (1996): Die soziale Forstpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46: S. 668-692.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 41: 208-235.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. FaM/ New York: Campus Verlag.
- Hübner-Funk, Sybille (2003): Wie entkörperlicht ist die Jugend der Jugendsoziologie? Argumente für eine "somatische Wende". In: Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid (2003) Jugendforschung 2003/2. S. 9-16.
- Hurrelmann/ Ulich (1991): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz.
- Illouz, Eva (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Adorno Vorlesungen 2004. FaM: Suhrkamp.
- Jurczyk, Karin (2001): Patriarchale Modernisierung. Entwicklungen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung im Zusammenhang mit der Entgrenzung von Öffentlichkeit und Privatheit. In: Sturm/ Schachtner /Rausch /Maltry (Hrsg.): Zukunfts(t)räume. Geschlechterverhältnisse im Globalisierungsprozess. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. S. 163-187.
- Jurczyk, Karin/ Voß, Günter (1995): Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen: Leske + Budrich. S. 371-407.
- Kaufmann, Jean-Claude (1994): Schmutzige Wäsche: Zur ehelichen Konstruktion von Alltag. Konstanz: Universitätsverlag.
- Kaufmann, N.; Salomon, S. (2009): Geschlecht im Bildungsgang. Orte formellen und informellen Lernens von Geschlecht im Sport. In: Sportwissenschaft 3: 263-266.
- Kelle, Udo/ Kluge, Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- King, Vera/ Flaake, Katrin (2005): Sozialisations- und Bildungsprozesse in der männlichen

- Adoleszenz. Eine Einleitung. In: King/ Flaake (Hrsg.): Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein. FaM: Campus. S. 9-16.
- Kliche, Thomas (2004): Militärische Sozialisation. In: Sommer/ Fuchs (Hrsg.): Krieg und Frieden: Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie. Weinheim: Beltz. S.344-356.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37: 1-29
- Kreher, Thomas (2007): "Heutzutage muss man kämpfen". Bewältigungsformen junger Männer angesichts entgrenzter Übergänge in Arbeit. Weinheim/ München: Juventa.
- Krüger, Helga (1999): Geschlecht – eine schwierige Kategorie. Methodisch-methodologische Fragen der „Gender“-Sensibilität in der Forschung. In: Neusel/ Wetterer (Hrsg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. FaM: Campus. S.35-60.
- Kuckartz, U./Grundenberg, H. (2010): Qualitative Daten computergestützt auswerten: Methoden, Techniken, Software. In: Friebertshäuser, B./ Langer, A./Prenzel, A. (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa.
- Lacan, Jaques (1978): Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: ders.: Schriften I. Olten: Walter Verlag. S.61- 70.
- Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Laquer, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a.M. & New York: Campus.
- Lempp, Theresa (2011): Zivildienst als Sozialisationsfeld junger Männer: biografische Lernprozesse und Männlichkeitskonstruktionen. Dissertation.
- Lenz, Karl (1986): Alltagswelten von Jugendlichen. Eine empirische Studie über

- jugendliche Handlungstypen. FaM: Campus. S. 144-149.
- Lindemann, Gesa (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. FaM: Fischer TB Verlag.
- Lindemann, Gesa (1996): Zeichentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib. S. 146-175 in: Barkhaus, Annette; et al. (Hg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität.
- Löw, Martina (1997): Die Konstituierung sozialer Räume im Geschlechterverhältnis. In: Hradil, Stefan (Hrsg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. FaM: Campus Verlag.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. FaM: Suhrkamp.
- Maihofer, Andrea (2002). Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. In: Erwägen Wissen Ethik, 13, 1, S. 13-26.
- Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. FaM: Suhrkamp.
- Marotzki, Winfried (2000): Qualitative Biografieforschung. In: Flick (Hrsg.): Qualitative Forschung: Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag. S. 175 – 186.
- Marotzki, Winfried (1999): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Methodologie – Tradition – Programmatik. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 2 (1999) 3. S. 325-341.
- Matzner, Michael (2008): Jungen brauchen Väter. Zur Bedeutung von Vätern in der Entwicklung, Erziehung und Bildung von Jungen. In: Matzner/ Tischner (Hrsg.): Handbuch Jungen-Pädagogik. Weinheim und Basel: Juventa. S. 316 – 330.
- Mayring, Phillip./Brunner, Eva (2009): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Friebertshäuser/ Langer/ Prengel (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa.
- Menz, Simone (2009): Familie als Ressource. Individuelle und familiäre Bewältigungspraktiken junger Erwachsener im Übergang in Arbeit. Weinheim: Juventa.
- Merleau-Ponty, Maurice (1994): Keime der Vernunft. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Bernhard Waldenfels. Übers. von Antje Kapust. München: Fink.
- Meuser, Michael (2010): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und

- kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Meuser, Michael (2008) Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. S. 33-44 in: Bauer, N.; Luedtke, J. (Hg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Meuser, Michael (2006a): Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs. In: Bilden, Helga; Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und Methodologische Aspekte. Verlag Barbara Budrich: Opladen. S. 163-178.
- Meuser, Michael (2006b): Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's. Studies. S. 160-174 in: Aulenbacher, B. u. a. (Hg.): FrauenMänner-Geschlechterforschung .
- Meuser, Michael (2005a): Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz. In: Schroer, Markus (Hrsg.): Soziologie des Körpers. FaM: Suhrkamp. S.271-294.
- Meuser, Michael (2005b): Herausgeforderte Männlichkeit. Neue Zwänge oder neue Optionen? In: [Sowi](#), 34 (2005) 3. S. 50-60.
- Meuser, Michael/ Behnke, Cornelia (1998): Tausendundeine Männlichkeit? In: Widersprüche, H.67. S.7-25.
- Meuser, Michael/ Döge, Peter (2001): Geschlechterverhältnisse und Männlichkeit. Entwicklung und Perspektiven sozialwissenschaftlicher Männlichkeitsforschung . In: Döge/ Meuser (Hrsg.): Männlichkeit und soziale Ordnung: neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen: Leske + Budrich. S. 7-26.
- Nave-Herz, Rosemarie (1992): Frauen zwischen Tradition und Moderne. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Nestvogel, Renate (2010): Sozialisationstheorien: Traditionslinien, Debatten und Perspektiven. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden. S. 166-178.
- Pasero, Ursula (1995): Dethematisierung von Geschlecht. In: Pasero/ Braun (Hrsg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus. S. 50-66.

- Plessner, Helmuth (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin & NewYork: de Gruyter.
- Reckwitz, Andreas (2008): Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie. Bielefeld: Transcript.
- Reichertz, Jo (2003): Abduktion. In: Bohnsack/ Marotzki/ Meuser (Hrsg.) Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich. S. 11-14.
- Rendtdorff, Barbara (2006): Zur Bedeutung von Geschlecht im Sozialisationsprozess. Reale, imaginäre und symbolische-politische Dimensionen des Körpers. In: Bilden, Helga; Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und Methodologische Aspekte. Verlag Barbara Budrich: Opladen. S. 89-103.
- Rosenhaft, Eva (1996): Zwei Geschlechter – eine Geschichte? Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte und ihre Folgen für unsere Geschlechtswahrnehmung. In: Eifert/ Epple/ Kessel/ Michaelis/ Nowak/ Schicke/ Weltecke (Hrsg.): Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel. S.257-274.
- Ruhne, Renate (2002): RaumMachtGeschlecht. Annäherungen an ein machtvolleres Wirkungsgefüge zwischen Raum und Geschlecht am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. In: Nachrichtenblatt zur Stadt- und Regionalsoziologie 16. Jg. Nr.1/ 2002: 107-121.
- Ruhne, Renate (2011): Ruhne, Renate 2011: Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. 2. Aufl.; Wiesbaden: VS Verlag.
- Sander, Kirsten (2009): Profession und Geschlecht im Krankenhaus. Soziale Praxis der Zusammenarbeit von Pflege und Medizin. Konstanz: UVK.
- Scholz, Sylka (2012): Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Scholz, Sylka (2008): „Sozialistische Helden. Hegemoniale Männlichkeit in der DDR“, in: Scholz/ Willms (Hrsg.): Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Berlin: Lit-Verlag. S. 11-35
- Scholz, Sylka (2004): Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Schröder, Wolfgang (2004): Befreiung aus dem Moratorium? Zur Entgrenzung von Jugend. In: Lenz/ Schefold/ Schröder (Hrsg.): Entgrenzte Lebensbewältigung. Jugend, Geschlecht und Jugendhilfe. Weinheim: Juventa. S.19-74.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli/ Robert (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart. S. 78-117.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien, dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld.
- Senghaas-Knobloch, Eva (2008): Care-Arbeit und das Ethos fürsorglicher Praxis unter neuen Marktbedingungen am Beispiel der Pflegepraxis. In: Berliner Journal für Soziologie 18: 221-243.
- Sobiech, Gabriele (1994): Grenzüberschreitungen. Körperstrategien von Frauen in modernen Gesellschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Stauber, Barbara/ Walter, Andreas/ Pohl, Axel (2007) (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim: Juventa.
- Stauber, Barbara/ Walter, Andreas (2007): Subjektorientierte Übergangsforschung: methodologische Perspektiven. In: Stauber/ Walter/ Pohl (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim: Juventa. S.41-64.
- Strauss, Anselm/ Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz .
- Tremel, I.; Cornelißen, W. (2008): Mann werden im Zivildienst – ein vernachlässigter Aspekt in der Debatte um den Zivildienst. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien 1: 30-43.
- Tully, Claus J./ Wahler, Peter (1994): Jugend, Ausbildung und Nebenjob- Zur materiellen Bewältigung der verzögerten Ablösung von der Familie. (DJI Arbeitspapier 2/88)
- Villa, Paula-Irene (2006): Sexy Bodies, Wiesbaden: VS Verlag.
- Volz, Rainer/ Zulehner, Paul (2009): Männer in Bewegung - Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland Ein Forschungsbericht (BMFSFJ).

- Voß, Heinz-Jürgen (2011): *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. 3., unveränderte Auflage. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Waldenfels, Bernhard (2001): *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Suhrkamp: FaM.
- Waldenfels, Bernhard (1997): *Fremdheit des anderen Geschlechts*. In: Stoller, Silvia; Vetter, Helmuth (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. WUV-Universitätsverlag: Wien. S. 61-86.
- Wetterer, Angelika (2009): *Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion*. In: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 2/2009. S. 45-60.
- Wetterer, Angelika (2007): *Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Zentrale Ergebnisse des Forschungsschwerpunkts »Professionalisierung, Organisation, Geschlecht« im Überblick*. In: Gildemeister/ Wetterer (Hrsg.): *Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen. Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen*. Münster. S.189-214.
- Wetterer, Angelika (2002): *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. »Gender at Work« in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz: UVK.
- Wilz, Sylvia Marlene (2002): *Organisation und Geschlecht. Strukturelle Bindungen und kontingente Kopplungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Witzel, Andreas (2000): *Das problemzentrierte Interview*. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(1), Art. 22.
- Wobbe, Theresa (1994): *Die Grenzen der Gemeinschaft und die Grenzen des Geschlechts*. In: Wobbe, Theresa; Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht*. FaM: Suhrkamp.
- Young, Iris-Marion (1980): *Throwing like a girl. A Phenomenology of Feminine Body Comportment, Motility and Spatiality*. In: *Human Studies* Vol. 3, S.137-156.
- Zahavi, Dan (2007): *Phänomenologie für Einsteiger*. Paderborn: UTB.

Selbstständigkeitserklärung

(gemäß Prüfungsordnung §19, Abs.5)

Ich versichere, dass ich die vorliegende Diplomarbeit ohne unzulässige Hilfe und nur mit den angegebenen Quellen und Hilfsmitteln angefertigt habe. Alle Stellen, die dem Wortlaut oder dem Sinn nach anderen Werken entnommen wurden, sind durch Angabe der Quellen kenntlich gemacht.

Dresden, 28.03.2013